H. lit. P.
5
u

H. lit. P.
5 u 8°
Albertus-
Univers.

<36635216340011

<36635216340011

Bayer. Staatsbibliothek

H. lit. P. 5 m

Die Albertus-Universität zu Königsberg.

Eine
Denkschrift
zur Jubelfeier ihrer 300jährigen Dauer
in den Tagen
vom 27sten bis 31sten August 1844.

Königsberg.
Bei H. L. Voigt.

M/9

A

Lith. bei Winckelmann & Söhne in Berlin. *Königsberg i/P. bei H. L. Voigt.* *Siemering pinxit.*

Auditorium maximum. Albertina. Stoa Kantiana.

Die

Albertus-Universität

zu

Königsberg.

Eine

Denkschrift

zur Jubelfeier ihrer 300jährigen Dauer

in den Tagen

vom 27sten bis 31sten August 1844.

H. lit. 5u

Königsberg.

Bei H. L. Voigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Preußen ist die äußerste Grenze germanischer Bildung gegen Osten. Diese Entfernung von dem Mittelpunkt der deutschen Wohnsitze war Schuld, daß deutsche Kultur hier erst vier Jahrhunderte später eindrang, nach dem sie in den Ländern jenseits der Elbe unter den fränkischen Karolingern und ihren Nachfolgern an der Hand des Christenthums bereits die ersten und schwierigsten Schritte in ihrem Entwickelungsgange zurückgelegt hatte. Wenn ungeachtet dieser verspäteten Uebersiedelung des deutschen Volkes in unsere Gaue Preußen jetzt seit 300 Jahren in den vordersten Reihen der Kämpfer für germanische Bildung steht und zufolge jenes Weltgesetzes, daß sich die Anfänge zu einer neuen Lebensentwicklung immer zuerst an den Extremitäten eines Nationalkörpers kund geben, in den Bestrebungen unsrer Zeit nicht selten die Rolle des Führers übernommen hat: so mußten, um es zu diesem Berufe zu weihen, Umstände in Verbindung treten, die es jene bedeutende Verspätung durch beschleunigten Fortschritt nachzuholen befähigten.

Die Unterwerfung des Landes durch die deutschen Ritter und sein Anbau durch deutsche Colonen, welche größtentheils an die Stelle der in funfzigjährigem Vernichtungskampf (1232 — 83) unterlegenen Ureinwohner traten, war unter diesen Umständen der bedeutendste. Der Orden, zugleich der Geistlichkeit und dem Adel angehörig, den beiden einzigen Ständen, die im Besitz der mittelalterlichen Bildung waren, blieb mit der Kirche, wie mit der deutschen Nation, aus

deren edelsten Geschlechtern er sich fortwährend rekrutirte, in ununterbrochener Lebensgemeinschaft; seine Institutionen zwangen ihn, alle Entwickelungsmomente der erstern in sich aufzunehmen, seine Mitglieder führten ihm beständig die wachsende Bildung der andern zu. So blühte die Kultur des Landes schon unter Winrich von Kniprode auf, wie die Stiftung mehrerer Schulen unter ihm beweist.

War aber diese Herrschaft des deutschen Ordens dem zurückgebliebenen Lande behülflich, den bedeutenden Vorsprung des übrigen Deutschlands in möglichster Kürze einzuholen, so hätte sie es aus demselben Grunde hindern müssen, weiter mit ihm Schritt zu halten, als zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts das nördliche Deutschland sich von der Herrschaft seiner Erzieherin, der katholischen Kirche, losriß, um in gereifter Mündigkeit den Weg zu seiner fernern Entwicklung fortan selbst zu wählen. Aber dieselben klimatischen Verhältnisse, die im Norden Deutschlands dem Verstande das Uebergewicht über Gefühl und Phantasie gegeben, hatten auch in unserm Lande die Gemüther früh zur Empfänglichkeit für die Reformation gezeitigt. Auf der andern Seite war der Orden, dessen Dasein mit dem Ansehn der katholischen Kirche unzertrennlich verwachsen war, allmählich um seine Kraft gekommen. Die Ueberschwenglichkeit der geistlichen Gelübde hatte die menschliche Natur, gegen die sie eine Zeit lang glücklich angekämpft, nicht auf die Dauer überwinden können, und der Nimbus göttlicher Tugenden hatte, allmählich zerfließend, den Augen der Welt hier wie bei dem ganzen römischen Klerus die Entartung bloßgestellt, mit der sich die beleidigte Natur immer für ihre Unterdrückung rächt. Schwäche war die Folge dieses innern Verfalls, der mit der Schlacht bei Tannenberg (1410) auch von außen unaufhaltsam hereinbrach. Der aufkommende Bürgerstand bemerkte nicht sobald die wachsende Hinfälligkeit seiner alternden Herrscher, als seine jugendliche Kraft sich im Städtebunde (1440) gegen sie erhob und durch den Verein mit Polen den Orden

im Frieden zu Thorn (1466) um seine Größe und Selbstständigkeit brachte. Er verlor Westpreußen ganz und mußte mit Ostpreußen, das ihm blieb, sich unter Polens Lehnshoheit beugen. Zu schwach oder zu sehr entartet, um sich von diesem zerschmetternden Falle selbst zu erheben, suchte der Orden, der einst bestimmt gewesen, Hülfsbedürftigen seine Kraft zu leihen, nun selber Hülfe und Rettung bei Fremden. Die Wahl eines fürstlichen Oberhauptes sollte das Familieninteresse deutscher Machthaber in sein Streben nach der verlornen Unabhängigkeit verflechten und ihm deren kriegerische Hülfsquellen zu dem beabsichtigten Befreiungskampfe mit Polen eröffnen. Zu diesem Ende wurde Friedrich von Meißen zum Hochmeister erwählt (1498), aber er starb 1510, ohne daß das herzoglich sächsische Haus den Erwartungen des Ordens entsprochen hätte. Man glaubte nun der Verwirklichung derselben näher zu treten, wenn man den ein und zwanzigjährigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus der fränkischen Linie der Hohenzollern mit dem erledigten Fürstenmantel bekleidete und dadurch das ihm nahe verwandte Kur-Brandenburgische Haus in sein Interesse zog. Er nahm die dargebotene Würde und versprach, wie das Kapitel verlangte, seinem Oheim, dem polnischen König, den Huldigungseid zu versagen und die Souveränität Ostpreußens ihm, falls er nicht selbst aus billiger Rücksicht für seinen Schwestersohn darauf verzichtete, durch Hülfsvölker aus Deutschland mit Gewalt abzutrotzen. Aber der Erfolg blieb weit hinter den Hoffnungen zurück, welche die Freude der Erwählung dem jugendlichen Fürsten vorgespiegelt hatte. Nach mehrjährigen, erfolglosen Unterhandlungen entstand 1519 ein Krieg, den der Orden aus eigenen Mitteln bestreiten, mit eigenen Kräften ausfechten sollte und den er, weil er zu dem einen nicht im Stande, zu dem andern wenig aufgelegt war, nur matt und ohne Erfolg führte. Der Waffenstillstand zu Thorn 1521 ließ die Souveränitätsfrage unentschieden. Albrecht, durch seine Stellung zwischen

dem Oheim und dem Orden gedrückt, wünschte Zeit zu einer Reise nach Deutschland zu gewinnen, um dort bei befreundeten Fürsten die Hülfe zu suchen, um die der kraftlose Orden ihm anlag. Er reiste 1522 von Königsberg ab, um auf dem Reichstage zu Nürnberg seine Bitte vorzutragen; aber hier erkannte er bald, wie übel angebracht sein Anliegen sei. Luthers Reformation und der drohende Türkenkrieg hatten Alles in Verwirrung gesetzt und jeder war nur mit sich beschäftigt. Mit Widerwillen gedachte er hier der Lage, die ihn nach der Vereitelung dieser letzten Hoffnung bei seiner Rückkehr in Königsberg erwartete. Polnische Gesandte, die ihn hier trafen, stellten ihm die bittere Wahl zwischen einer Abdankung, gegen die sich sein Ehrgeiz empörte, einer Huldigung, die zu verweigern ihn der Orden verpflichtet hatte, oder einer Auflösung dieses Ordens, die sein Rechtsgefühl beleidigen mußte. Sein Bruder, Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf, und sein Schwager, Herzog Friedrich II. von Liegnitz, bestimmten endlich seinen Entschluß im Interesse ihrer Familie. Es mußte ihm einleuchten, daß der Orden über kurz oder lang doch der Macht des Polenkönigs erliegen werde, da die Freiheit noch schwerer zu bewahren, als zu erkämpfen ist, und dem Drange der Umstände nachgebend suchte er sich aus seiner unhaltbaren Lage, wenn nicht auf die ehrenvollste, wenigstens auf die vortheilhafteste Weise zu retten. Er neigte sich zu dem Rath der Verwandten, welche die Vermittelung der Sache mit dem selbst willfährigen Oheim übernahmen, und nach glücklich gepflogenen Unterhandlungen wurde den 8ten April 1525 zu Krakau der ewige Friede unterzeichnet, in welchem Polen den deutschen Orden als einen widerspenstigen Vasallen des preußischen Landes für verlustig erklärte und es als erledigtes Lehn zurücknahm. Der Großmeister legte den Ordensmantel ab, der ihn noch bei seinem Einzuge in die Stadt geschmückt hatte, und den 10. April verlieh Sigismund seinem Neffen Albrecht öffentlich auf dem Ringe zu Krakau Preußen zu Lehn von der polni-

schen Krone als ein für seine und seines Bruders Descendenten erbliches Herzogthum.

Es wäre Unrecht, in diese Säcularisation des preußischen Landes nur einen Akt der politischen Selbstsucht finden zu wollen und sich bei dem Urtheil darüber auf den beschränkten Standpunkt des Civilrechts zu stellen. Mag die myopische Kleinigkeitsliebe bei der Betrachtung so erfolgreicher Eräugnisse den beschränktesten Gesichtskreis für den sichersten halten: der Weltgeist bestimmt seine Zwecke nach höher liegenden Gesetzen und bedient sich in göttlicher Ironie auch der selbstsüchtigsten Bestrebungen, nur um sie als Einschlag in den fest geordneten Aufzug der Völkerschicksale zu verweben. Nie hat die katholische Kirche eine größere Besitzung so unerwartet und schnell verloren; nie wäre ein Raub der weltlichen Güter, auf die sie einmal ihren Fuß gestellt, an dem Thäter schärfer geahndet worden, wenn nicht der innerste Nerv ihrer den Gewaltigen der Erde einst so fürchterlichen Macht von einer höhern Kraft, die plötzlich inmitten des occidentalischen Lebens aufgetreten war, bereits durchschnitten und das Mittel bekannt gewesen wäre, den einst tödtlichen Strahl des Kirchenbannes von den Häuptern der Großen abzuleiten.

Die Wissenschaft war diese neue, dem Pabstthum so verderbliche Macht. Gleich anfangs, als die letzten noch übrigen Keime des griechischen Geistes, der die Wissenschaft in die Weltgeschichte eingeführt hatte, von den Händen ängstlicher, vor den Säbeln der Osmanen aus dem bedrohten Konstantinopel fliehender Gelehrten nach Italien herübergerettet wurden, gediehen sie in dem verwandten Hesperischen Boden, in dem sie sich schon zu den Zeiten der Römer glücklich akklimatisirt hatten, unter dem Schutze der kunstliebenden Medizeer zu Florenz und selbst in Rom und im Kirchenstaate unter der Pflege oder der Nachsicht ruhmsüchtiger und prunkender Päbste. In dem Kirchenstaat war schon lange vorher Bologna der erste Sitz der römischen Rechtskunde geworden, und im Kreise der hier versammelten Lernbegierigen siedelte

sich das Studium der auferstandenen griechischen Schriftsteller zunächst mit dem glücklichsten Erfolge an. Durch eine fast an Mystik grenzende Vorsorge des Weltgeistes war in demselben Jahre 1440, wo diese wissenschaftlichen Quellen in Italien wieder zu fließen begannen, unabhängig und ferne davon, am Rhein, durch den erfinderischen Scharfsinn eines Deutschen die Buchdruckerkunst ins Leben getreten, durch die der Gedanke einen neuen, bisher unerhörten Wirkungskreis erhielt. Es war gleichsam die dritte Potenz, zu welcher das geschichtliche Gedankenleben der Menschheit sich damit erhob. Denn die Sprache trägt zwar wie eine fliegende Brücke den stummen Begriff von Geist zu Geist, aber der Moment, der diese Brücke aufbaut, reißt sie auch wieder ein. Die Erfindung der Schreibekunst dehnte das Dasein des flüchtigen Wortes über den Augenblick auf lange Zeiten, auf Jahrhunderte hinaus, aber sie ließ es, wie das tönende Wort, auf Einzelne, auf Wenige beschränkt. Die Buchdruckerkunst fügte zu dieser zeitlichen Ausdehnung des Gedankens nun, was ihm zu seinem vollen Leben noch fehlte, auch die räumliche hinzu und erbaute in der Presse einen Rednerstuhl, von dem herab die Stimme der Denker von dem Forum ganzer Nationen und von allen folgenden Geschlechtern gleich deutlich und gleich unentstellt vernommen wird. Es war natürlich, daß sich beide weltgeschichtliche Eräugnisse, das Wiederaufleben der griechischen Wissenschaft und die Erfindung der Buchdruckerkunst, gleich nach ihrer Entstehung suchten und fanden, denn sie waren für einander bestimmt. In der berühmten Offizin der Manutius zu Venedig, die alle drei, Vater, Sohn und Enkel zugleich Buchdrucker und Gelehrte waren, vervielfältigten sich jetzt die heiligen Ueberreste des griechischen Genies und wurden wie Körner von einer Sämaschine über den ganzen Occident ausgestreut. Wohin sie fielen, fanden sie bei den edelsten Geistern eine fromme, fast an Verehrung grenzende Pflege. War man in den Zeiten des Mittelalters über die Alpen nach Italien gepilgert, um sich in Rom oder Loretto Ruhe für sein

geängstigtes Gewissen zu holen, so wanderte man jetzt mit nicht geringerer Andacht dahin, um dort die Schärfe des Verstandes zu lernen, nach der eine allgemeine Sehnsucht erwacht war.

Es lag dieß Streben gleichsam im Instinkt des germanischen Völkerstammes, der, als die Hauptperson in dem zweiten Weltalter unsrer Geschichte, von der Vorsehung bestimmt war, als der Universalerbe des Alterthums alle die einzelnen Seiten menschlicher Entwickelung, welche jenes in gesonderten Nationen jede für sich zur Reife gebracht hatte, nach einander zu übernehmen und sie in langen mühvollen Kämpfen, deren Reihe die deutsche Geschichte bildet, zu einer innig verbundenen Einheit, zu einem vollendeten Gesammtbilde der Humanität in sich zu verarbeiten. Denn auch die Menschheit ist ein Individuum, bei dem im Großen dieselben Entwickelungsgesetze gelten, die der einzelne Mensch im Kleinen befolgt, und wie dieser die verschiedenen Stufen des Geisteslebens nur eine nach der andern ersteigt, wie das Kind durch die Religion zur Ahnung des Geistes, der Jüngling durch die Kunst zur Anschauung, und wenn ihn diese durchdrungen hat, durch die Wissenschaft zur Erkenntniß, der Mann endlich durch die politische Gestaltung des äußern Lebens zur Bethätigung desselben gelangt: in derselben Aufeinanderfolge hatte auch das Alterthum diese vier Hauptformen menschlicher Geistesthätigkeit erst nur getrennt von einander, von verschiedenen Nationen entwickeln können. In Asien gedieh die Religion und klärte sich aus mancherlei Trübungen im äußersten Westen erst zum Mosaischen Monotheismus und aus diesem nach einem letzten Niederschlag zum Christenthum ab, in welchem das Wesen der Religion, die sittliche Gesinnung d. h. das Streben nach der geistigen Vollendung sich in höchster Reinheit darstellt. Aber dieser sittlichen Gesinnung fehlte es im Orient an den Organen, um sich zum Dasein zu verkörpern, und Glaube und Liebe blieben ein Wollen, dem es am Vollbringen gebrach, so lange sich das Dasein der Wahrheit und

des Rechts, nach dem sie streben, nur in der Hoffnung spiegelte. Der Glaube bedarf des Verstandes, um zur Wahrheit, und die Liebe der Thatkraft, um zur Sitte zu gelangen. Beides entwickelte sich unabhängig daneben. Die Griechen brachten das geistige Ideal in vollendeten Kunstformen zur äußerlichen Erscheinung und stellten zugleich in den Hauptzweigen der Wissenschaft die Vollendung der menschlichen Erkenntnißkraft dar. Die Römer endlich wurden die Virtuosen des politischen Lebens, gleich groß in der Gestaltung desselben nach Innen durch das Recht, und nach Außen durch den Krieg. So war in drei Völkergestalten der ganze Kreis geistiger Fähigkeiten von der Menschheit zum ersten Mal durchlaufen und damit die Aufgabe ihrer ersten Bildungsperiode gelöst. Jetzt trat der Germane auf das Welttheater, nicht, um jene Fähigkeiten noch einmal jede für sich von vorn zu entwickeln, sondern um sie in der Vollendung, die ihnen das Alterthum gegeben, fertig zu empfangen und, was bis dahin vereinzelt geblieben war, die sittliche Gesinnung des Orients mit griechischem Geschmack und Scharfsinn und mit römischer Thatkraft zu einer geistigen Totalität zu verschmelzen. Tausend Jahre hat es bedurft, um diesem Natursohn den geschichtlichen Ertrag des Morgenlandes in der christlichen Religion einzuimpfen, bis in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Zeit erfüllt war, wo er, zum Jüngling gereift, die Hinterlassenschaft der Griechen mit ihrer Kunst und Wissenschaft übernehmen sollte.

Aber wie der Glaube des Kindes, weil es ihn an Begriffen festhielt, die der Verstand nicht geschaffen hat, in stark bewegten Zweifeln aufgährt, wenn es die Entwickelungsperiode der Intelligenz antritt, so begannen auch gleich vor den ersten Strahlen der wissenschaftlichen Erkenntniß, die aus den Schriften der Griechen hervorbrach, die kirchlichen Dogmen des Mittelalters wie die Nebelgestalten der Nacht vor der aufgehenden Sonne zu schwinden. Ein strenger Geist schritt fortan durch die halbdunkeln Räume der katholischen Kirche;

der Geist der Kritik trat in das Bewußtsein des Occidents ein und begann seinen Titanenkampf mit den Begriffen, in welche das Mittelalter, weil es ihm an dieser wissenschaftlichen Erleuchtung fehlte, den heiligen Kern der christlichen Gesinnung entstellt hatte. Ueberall, wo das wissenschaftliche Leben Anklang fand, erhob sich die zweifelnde Kritik gegen die unhaltbaren Kirchensatzungen, und mit ihr begann die zweite Periode der deutschen Geschichte, welche die Vereinigung der griechischen Denkkraft mit dem christlichen Prinzip zu vollbringen hat und in der wir jetzt noch begriffen sind.

Eine begeisterte Pflege dieses neuen Wissens ging dem Kampfe, den es hervorrief, überall voran. In Deutschland gedieh es zunächst auf den Universitäten, die, wie Prag und Leipzig, größtentheils nach dem Muster der scholastisch-theologischen Universität zu Paris gestiftet, auch wo sie sich über andere Disciplinen erweitert hatten, doch immer der theologischen Fakultät den ersten Rang bewahrten. Aber unter dem Schutz dieser vorherrschend geistlichen Studienanstalten gediehen anfangs noch auch die so liebevoll gehegten griechischen Kenntnisse. Die ersten deutschen Lehrer derselben, Reuchlin und Erasmus, wanderten im südlichen Deutschland von einem Musensitze zum andern und fanden überall einen begeisterten Zuhörerkreis. In Norddeutschland stellte sich diese Pflege etwas später ein. Erst als zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein Streit zweier medizinischer Professoren in Leipzig die beiden Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen veranlaßte, zwei neue Universitäten, jener in Frankfurt a. O., dieser in Wittenberg (1502) zu gründen, und die beiderseitige Rivalität an jedem dieser Punkte alle Mittel aufbot, dem nahegelegenen Nebenbuhler den Vorrang abzulaufen, wurde auch das nördliche Deutschland von diesem griechischen Feuer ergriffen. Aber hier auf diesem neuen Heerde, wo politischer und gelehrter Wetteifer die Flamme der Erkenntniß anblies, schlug sie zu einer Höhe empor, vor der sich ihre Urheber selbst entsetzten, ergriff die dürren Säulen

der Kirche Petri und zerstörte durch eine hundertjährige Feuersbrunst das künstlich erdachte und mühsam ausgearbeitete Schnörkel- und Laubwerk, womit die Fenster an dem gothischen Bau des Katholizismus zugleich verziert und verdunkelt waren.

Um seine neue Anstalt zu heben, berief nämlich Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Jahre 1508 auf einen theologischen Lehrstuhl nach Wittenberg den 25jährigen Augustinermönch Martin Luther aus Erfurt. Weniger mit gelehrten Kenntnissen als mit dem Streben nach Selbstständigkeit der Ueberzeugung durchdrungen, mit welcher damals die neuerwachten classischen Studien die Atmosphäre der Geister geschwängert hatten, griff dieser, ohne weiter an der Wahrhaftigkeit der katholischen Kirchenlehre zu zweifeln, mit kecken Vernunftgründen den schreienden Mißbrauch des Kirchenablasses an (October 1517); mehr als dieß wollte er damals nicht. Als aber im nächsten Jahre Reuchlins feingebildeter Neffe und Schüler, der 21jährige Philipp Melanchthon als Lehrer der griechischen Sprache nach Wittenberg berufen ward und hier den Eifer für die griechische Philologie erweckte, als sich nun auch der 36jährige Luther noch diesen Studien ergab, wodurch sich ihm der griechische Urtext des Neuen Testaments, die griechischen Kirchenväter eröffneten; als er nun selbst, von seinen Gegnern gedrängt, zu diesen Quellen des bisher von ihm nie bezweifelten Glaubenssystems hinabstieg: da erkannte er erst im Lichte dieser neuen Wissenschaft das unentwirrbare Gewebe von Irrthum und Trug, das sich im Ablauf der Jahrhunderte an den einfachen Faden des Evangeliums angezettelt hatte. Jetzt begann er, um so mehr empört, je gläubiger er bisher auf alle diese Dinge gebaut hatte, seinen Weltsturm gegen die katholische Kirche. Sein junger Freund schliff ihm in den Werkstätten der griechischen Philologie die dialektischen Waffen, die sein kühner Arm gegen das fanatische Heer seiner Gegner schwang. Viele durch diese Studien ebenfalls geübte

Geister standen bald an seiner Seite und durch die Reformation, welche sie durchfochten, wurden gleich die gröbsten Hindernisse beseitigt, welche dem Eintritt der griechischen Denkkraft in das occidentalische Leben entgegenstanden. Gleich dieser erste Kampf desselben brachte den Völkern, die ihn bestanden, einen unschätzbaren Gewinn an Freiheit. Die monarchisch-aristokratische Bevormundung der germanischen Welt durch einen Klerus, der sich den Alleinbesitz göttlicher Wahrheiten vorbehielt, wurde damit gestürzt; der demokratische Grundsatz der Glaubensfreiheit trat ins Leben und indem jeder das Recht und die Pflicht erhielt, die Gründe seines Glaubens hinfort selbst zu ermessen, wurde die Geistesbildung, ohne welche diese Entscheidung nicht möglich ist, zu einer Aufgabe, der sich keiner mehr entziehen, die man keinem mehr versagen durfte. Dieser erste Sieg der jungen Wissenschaft über den alternden Kirchenglauben zog die Stiftung einer Menge Bildungsanstalten naturgemäß nach sich, damit die Kraft, welche den Sieg erfochten hatte, auch stark genug bliebe, ihn zu behaupten. Die Elementarschulen waren die erste Folge davon, auch die ersten Gymnasien wurden von den Reformatoren, von Melanchthon in Meißen und von Camerarius in Nürnberg gegründet. Mehre derselben entstanden bald in Schlesien 1525, wo Friedrich II. von Liegnitz schon 1523 den Plan faßte, auch eine Universität für diese neuen Bestrebungen zu gründen. Da er ihn wieder aufgeben mußte, wurde die in Hessen 1527 gestiftete Universität Marburg die erste Hochschule des protestantischen Geistes. Die rasch fortschreitende Verbreitung aller dieser Anstalten hat dem Norden unsres Volkes einen schwer zu überholenden Vorsprung in der Kultur vor dem katholischen Süden verschafft, und diese Gymnasien und Hochschulen wurden eben soviel feste Waffenplätze, in denen die rüstigsten Geister des Volks zu einer immer schlagfertigen Nationalgarde gegen das stehende Söldnerheer des geistlichen Obscurantismus geübt werden.

Eben diese geistige Macht nun war es, mit welcher sich Herzog Albrecht von Preußen gegen die Rache waffnete, womit ihn der schwer verletzte Deutsche Orden und dessen Mutter, die katholische Kirche, für den kecken Raub ihres größten Besitzthums bedrohte. Vielleicht ward Luther selbst der Urheber von Preußens Säcularisation. Denn als Albrecht von Nürnberg, wo ihn des lutherischen Osiander Predigten angezogen hatten, nach Berlin zurückkehrend im September 1523 über Wittenberg kam, besuchte er hier auch den noch immer in der Zelle seines Augustinerklosters wohnenden Reformator. In dem engen Raume mit ihm auf und ab schreitend hörte er ihn von dem tiefen Verderbniß der Kirche reden; auch ihm ging das Herz auf, er schilderte die Entartung seines Ordens, er klagte bitter über die Bedrängniß seiner eignen Lage. Luther, damals schon im Vernichtungskampfe gegen den Katholizismus begriffen, stellte vor, wie nahe der Weg aus allen diesen Drangsalen liege: er möchte die thörichte und unverbesserliche Ordensregel wegwerfen, den Orden aufheben, selbst eine Gemahlin nehmen und Preußen in ein weltliches Fürstenthum oder Herzogthum verwandeln. Der Hochmeister lächelte zu diesem Rath und erwiderte nichts. Melanchthon ließ sich gegen ihn in gleichem Sinne vernehmen und es ist glaublich, daß der Rath beider Männer auf den Ausschlag seines Entschlusses viel Einfluß geübt haben mag. Er bat Luthern, einen Geistlichen aus seinen Anhängern nach Königsberg zu senden, um vorläufig die Stimmung des Volkes gegen die Glaubensneuerung zu erproben. Sein ebenso wie er freisinniger Freund, Georg von Polenz, den er in Maximilians Feldlager vor Pavia liebgewonnen, der bei seiner Erwählung mit ihm zugleich den Ordensmantel angenommen, den er später zum samländischen Bischof und bei seiner Reise nach Deutschland zu seinem Stellvertreter gemacht hatte, empfing den ersten von Luther abgesandten Apostel des Protestantismus, Johann Brismann, mit Freundlichkeit und ließ ihn noch im September 1523 in der Domkirche die erste

lutherische Predigt zu Königsberg halten. Zwei Monate später folgte ein zweiter, Peter Amandus, der den 29. November seine Antrittsrede als Pfarrer der altstädtischen Kirche hielt. Beide fanden einen sehr empfänglichen Boden für ihre Lehre. Schon zu Ende des Jahres hatten sie 3000 Anhänger. Georg von Polenz begünstigte die Reformation in seiner doppelten Eigenschaft als Bischof und als Landesverweser nach allen Kräften. Zu Anfang des Jahres 1524 empfahl er sämmtlichen Landesgeistlichen das Studium von Luthers Schriften und das Predigen seiner Lehre in deutscher Sprache. Zu Ostern machte er Brismann zu seinem Stellvertreter an der Domkirche. Noch in demselben Jahre ließ er in verschiedenen Städten die Klöster aufheben und zog, von des Herzogs beiden Begleitern, dem pomesanischen Bischof Job v. Dobenek und Friedrich v. Heideck unterstützt, immer mehr lutherische Prediger ins Land. Nun erschrack der Orden vor der Ueberhand nehmenden Glaubensänderung und sandte des Bischofs Mandat an Pabst Clemens VII. Sofort gab dieser in einem Breve vom 1. December 1524 seinem Nuntius Campegius auf, vom Großmeister Albrecht, der damals in Schlesien war, die Absetzung des ketzerischen Bischofs zu fordern. Albrecht, der die beabsichtigten Erfolge nicht durch vorlaute Erklärung vereiteln wollte, entschuldigte sich mit seiner Abwesenheit und erließ an den Bischof ein verweisendes Dekret. Aber ein geheimer Brief, von dem es begleitet war, billigte seine Maßregeln und ermahnte ihn nur zur Vorsicht. Als man nach Abschluß des Krakauer Friedens dem König von Polen von Seiten der römischen Curie Vorwürfe machte, daß er nichts versucht habe, die Ketzereien im Lande zu dämpfen, erklärte dieser seinem Geschäftsträger: es sei darum nichts über die Religion zwischen ihm und Albrecht bestimmt worden, weil es um den katholischen Glauben in dem ganzen Gebiete völlig geschehen sei. Schon zu Anfang des Jahres 1525 widmete Luther mit einer begeisterten Zuschrift dem muthigen Bischof zu Königsberg, dem ersten, der seinen Sitz in dem

Synedrium der katholischen Aristrokatie verlassen hatte, um sich offen zur Reformation zu bekennen, seine Erklärung des fünften Buchs Mose, indem es ihm fast wie ein Wunder erscheint, daß die evangelische Lehre nach Preußen geeilt sei, wie ein Schiff, dessen Segel vom günstigsten Winde gebläht sind. Als nun zu Pfingsten desselben Jahres Albrecht als Herzog in seinem Lande erschien und am 25. Mai als solcher die Huldigung empfing, legte auch Polenz die weltliche Macht des samländischen Bischofs in seine Hände nieder und erhielt zum Ersatz dafür die Herrschaft Neuhausen und 1530, als der Herzog diese für seine Gemahlin zurücknahm, das Schloß Balga; der andere, der pomesanische Bischof, seit Dobeneck's Tode Erhard v. Queis, behielt seine Macht bis an seinen Tod 1530, worauf sie ebenfalls an den Herzog überging. Und um diesen tiefgreifenden Umwandlungen die Zukunft zu sichern, vermählte sich Herzog Albrecht 1526 mit Dorothea, der Tochter des Königs von Dänemark. Seiner Aufforderung, in den weltlichen Stand zurückzutreten, folgte der größte Theil der Ordensritter und erhielt dafür Besitzungen im Lande. Nur fünf sollen zuletzt diesen Maßregeln widerstanden haben und nach Deutschland gegangen sein. Aber hier erhob nun der Orden desto lautere Klagen über den unerhörten Kirchenraub. Der alte Deutschmeister Dietrich v. Klee übergab 1526 auf dem Reichstage zu Speyer im Namen seines Ordens eine Protestation gegen die Entwendung eines deutschen Lehns und Kaiser Karl belehnte 1527 den Nachfolger desselben, Walther v. Kronberg, auf dem Reichstag zu Augsburg mit allen Rechten des Ordens in Preußen. Aber vergebens lag ihm der Orden um Hülfe zur Wiedereroberung des Landes an. Endlich wurde beim Reichskammergericht ein Prozeß gegen Albrecht anhängig gemacht, wodurch dieser im Jahr 1532 in die kaiserliche Acht verfiel, die 3 Jahr später auf das ganze Land ausgedehnt wurde. Den Herzog konnte das Urtheil wenig kümmern; es fehlte der Arm, es zu vollstrecken.

So hatte die Reformation dem Hause Hohenzollern ein bedeutendes Land gewonnen; es war nicht mehr als schuldiger Dank, wenn der Fürst hinwiederum Alles that, dem Lande die Reformation zu erhalten. Aber die Einführung des protestantischen Gottesdienstes stieß auf bedeutende Schwierigkeiten. Die Prediger, die man aus Deutschland an sich zog, wußten sich da, wo die altpreußische oder lithauische Landessprache herrschte, dem Volke nicht verständlich zu machen. Man stellte ihnen einen Dolmetscher oder Tolk an die Seite der die Predigt der Gemeinde Satz für Satz übersetzte. Zuletzt fehlte es überhaupt an Geistlichen und Lehrern, die in dem neuen Geiste zu wirken verstanden. Die bedeutende Einnahme, welche die eingezogenen Kirchengüter in die Kassen des Herzogs leiteten, (1526 wurden ihm 12800 Mark Kirchensilber übergeben) durften, wenn sie der ursprünglichen Absicht ihrer Geber nicht ganz entfremdet werden sollten, wenigstens zum größten Theil nur wieder zu kirchlichen Zwecken verwandt werden. Alle diese Gründe wirkten zusammen, um eine Anstalt ins Leben zu rufen, durch welche die neue Bildung des Landes erst ihre Vollendung und eine gesicherte Dauer erhielt.

Schon beim Antritt seiner Regierung als Hochmeister des Ordens hatte Albrecht, lange vor der Säcularisation des Landes, und ehe er noch an diese denken konnte, in mehren Städten die Anlage von Schulen betrieben, in denen Latein und die Grundsätze des Christenthums gelehrt wurden. Gleichzeitig mit der Ankunft der ersten Apostel des Protestantismus im Jahr 1523 wurde die erste Buchdruckerei zu Königsberg angelegt, der noch unter Albrecht mehre folgten. Im Jahre der Säcularisation 1525 wurde in der Altstadt eine lateinische Schule gegründet; dasselbe geschah 1534 von dem Magistrat des Kneiphofs, der seine Domschule auf den Platz verlegte, wo jetzt das Universitätsgebäude steht. Solche Anfänge waren gemacht, als die Landstände im Jahre 1540 dem Herzog den Vorschlag thaten, eine Universität in Preußen selbst zu errichten, da die Nothwendigkeit, Fremd-

linge als Beamte in das Land zu ziehen, die wichtigsten Geschäfte an Ausländer brächte, oder, wenn man, wie bisher meist auf Kosten des Staats geschehen, Landeskinder zum Behuf ihrer Ausbildung auf fremde Universitäten schickte, zuviel Geld außer Landes ginge. Dieser Vorschlag fand bei dem selbst für die Bildung so eingenommenen Herzog ein williges Gehör. Indeß fehlte leider die erste Bedingung für die Verwirklichung solcher Plane — das Geld. Man begnügte sich daher zunächst nach dem Entwurf und unter Beirath Melanchthons ein Gymnasium oder Partikulare auf dem Platze nördlich vom Dom zu gründen, wo die neue Domschule stand. Bei der Einrichtung dieser Anstalt folgte man dem Muster der Elbingischen Schule. Unter dem Rektor oder Archipädagogus standen 4 Lehrer oder Lectores, welche Lateinisch, Griechisch und Hebräisch und außerdem die verschiedenen Wissenschaften vortrugen. Dieses Pädagogium bestand bis zum Jahre 1619, wo es der Kurfürst Georg Wilhelm aufhob, weil die nahe Verbindung desselben mit der bald darauf errichteten Universität und die größere Freiheit seiner Schüler, welche eine Folge davon war, die übrigen städtischen Schulen zu sehr beeinträchtigte.

Aber schon bei Errichtung dieser Voranstalt (1541) hatte der Herzog die Verheißung gemacht, eine Universität zu gründen und drei Jahre später trat diese nach der am 20. Juli 1544 erlaßnen Stiftungsurkunde ins Leben. Es war ein Jahr, nachdem Copernikus durch das neue Weltsystem, das er sterbend 1543 in seinem Buche von den Umwälzungen der Himmelskörper der Menschheit übergab, die höchste Leistung zu Stande gebracht, die jemals dem menschlichen Geiste gelungen ist, und dadurch den Beruf der Preußen zu wissenschaftlichen Beschäftigungen auf die glänzendste Weise beurkundet hatte. Außer dem Vorschlag der Landstände trug zu der Stiftung die Ueberredung des Bischofs Polenz und seines Stellvertreters Brismann, des Herzogs Leibarzt Brettschneider und der Kanzler von Preußen, Johann v. Kreutz

bei. Neben diesen wirkte das lebhafte Interesse der Herzogin Dorothea sehr fördernd auf die Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses. So wurde denn an der Stelle, wo das Partikulare schon stand, das neue Universitätsgebäude errichtet. Die drei Städte von Königsberg steuerten zu dem Bau nach Kräften bei, ein Theil von den Einkünften des samländischen Bißthums wurde darauf verwandt, selbst die Herzogin gab dazu aus ihren Geldmitteln her und so entstanden denn allmählich die Gebäude, welche, 1569 vollendet, nunmehr dreihundert Jahre lang unter dem Namen Collegium Albertinum den eben nicht sehr glänzenden Sitz der Musen in Königsberg gebildet haben. Die veränderte Zeit macht jetzt auch an solche Aeußerlichkeiten höhere Forderungen und bei der bevorstehenden dritten Jubelfeier wird, wie man hofft, des Königs Hand den Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude legen, das schon durch seine freie Lage auf Königsgarten sich hoffentlich würdig den prächtigen Musensitzen anreihen wird, die bereits Berlin und Halle zieren.

Es galt nun zunächst, diesen, wenn auch nicht glänzenden, doch genügenden Wohnsitz zu beleben. Bei der Wahl der Lehrer bediente sich der Herzog zunächst der Erfahrungen Melanchthons, wie denn Wittenberg überhaupt damals mit Recht den Rang einer Metropole der protestantischen Theologie und der als Bedingung derselben damals noch für allgemein nothwendig geachteten philologischen und philosophischen Studien einnahm. Zuerst bedurfte man eines Rektors, der durch wissenschaftliche Bildung und Eifer befähigt wäre, die neue Anstalt über die ersten Schwierigkeiten ihrer Gründung hinwegzuleiten. Endlich, nachdem sich mehrere andere Unterhandlungen zerschlagen, empfahl Melanchthon selbst dazu den Gemahl seiner Tochter Anna, Georg Sabinus, beider Rechte Doktor und seit 1538 Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst an der Universität zu Frankfurt an der Oder, die seit Kurfürst Joachim II. Thronbesteigung 1535 und der Einführung der Reformation in Brandenburg 1539 sich ebenfalls

aus der Beschränkung erhoben, in welcher sie der katholische Eifer Joachim's des Ersten erhalten hatte. Sabinus hatte in Wittenberg studirt und sich durch gründliche philologische und juristische Bildung, sowie durch ein bedeutendes Dichtertalent, das er aber nach der Unsitte der damaligen Gelehrten nur in lateinischer Sprache entfaltete, frühzeitig einen großen Ruf und auf seinen Reisen in Italien und Deutschland die Gunst angesehener Gelehrten und Fürsten erworben. Seine feine Weltbildung und Gewandtheit in öffentlichen Geschäften trieben seinen Ehrgeiz zu dem Streben nach einer ausgezeichneten Stellung im Staatsdienste und da ihm das Rektorat über eine Lehranstalt in einer Hauptstadt den gewünschten Einfluß zu versprechen schien, ging er mit Freuden auf den Vorschlag ein, den ihm der Herzog im Januar 1544 machte, das Rektorat über das Gymnasium zu übernehmen. Er kam im März in Königsberg an, gewann durch sein weltmännisches Benehmen die Gunst des Fürsten und wurde noch im März 1544 als Rektor am Partikulare installirt. Seine Anwesenheit war mit ein Hauptgrund zur Errichtung der Universität. Er kehrte nur noch einmal nach Frankfurt zurück, um sich aus seinen dortigen Verbindlichkeiten völlig zu lösen und kam im Juli 1544 mit seiner Familie wieder nach Königsberg, wohin ihm bald viele Studirende, die der Ruf seiner Gelehrsamkeit nachzog, aus Frankfurt selber folgten. Aus Vorliebe für diesen Mann, und ebenso sehr, um ihn dauernd an die neue Anstalt zu fesseln, als auch um die unvermeidlichen und im Anfange gefährlichen Schwankungen in der Geschäftsführung zu vermeiden, welche ein häufiger Wechsel der Vorsteher mit sich führt, übertrug ihm der Herzog das Rektorat über die neue Universität auf Lebenszeit. Nach seinem Tode sollte diese Würde halbjährlich am Sonntage nach Ostern und nach Michaelis unter den Mitgliedern des akademischen Senats nach einer festen Reihefolge wechseln, und diese Sitte hat im Ganzen unverändert bis auf die letzten Jahre fortbestanden. Erst mit Ostern 1843 trat ein jährlicher Wechsel

des Rektorats nach freier Wahl ein. Außer Sabinus standen noch 10 Professoren um die Wiege der neuen Bildungsanstalt, die alle, wie das in damaliger Zeit bei allen Gelehrten in Staatsämtern, auch bei den Mitgliedern der Hof- und Landgerichte Sitte war, nicht auf Lebenslang, sondern nur auf Kündigung, zunächst auf ein Jahr angestellt waren. Einer gehörte zur theologischen, einer zur juristischen, einer zur medizinischen, und acht zur philosophischen Fakultät. Stanislaus Rapagelanus aus Lithauen, bereits 58 Jahr alt, war der einzige Professor der Theologie. Nicht bloß seine Gelehrsamkeit (Luther selbst hatte ihn zu Wittenberg zum Doctor der Theologie promovirt) sondern auch seine Kenntniß der lithauischen Sprache machte ihn besonders zum Lehrer von Geistlichen geschickt, bei denen man zunächst darauf hinwirken mußte, daß sie zu dem Volke selbst in der Landessprache zu reden vermöchten. Er starb den 13. Mai 1546. Georg Sabinus, der Rektor und zugleich fürstlicher Rath, war der einzige Lehrer der Rechte, und blieb auch, als später mehrere dazu kamen, in dieser Fakultät bis zu seinem Abgange von Königsberg 1554. Des Herzogs Leibarzt, Johann Brettschneider, der sich nach der herrschenden Sitte jener Zeit mit einer griechischen Uebersetzung seines Namens Placotomus nannte, bildete die medizinische Fakultät allein bis zu seiner Entfernung von Königsberg 1549. In die Geschäfte der philosophischen Fakultät theilten sich die 8 Mitglieder derselben folgendermaßen: Abraham Culvensis, bisher Archipädagog in dem Partikulare, ein vielseitig gebildeter Mann, auch Doktor beider Rechte, übernahm die Professur der griechischen Sprache, gab diese aber noch in demselben Jahre auf und ging nach Liefland, seinem Vaterlande, zurück. An seine Stelle trat Melchior Isinder, ein Schlesier, der nun das Dekanat und die erste Professur der philosophischen Fakultät übernahm. 1548 aber ließ er sich in Wittenberg zum Doctor der Theologie promoviren und trat dann hier nach seiner Rückkehr 1549 als zweiter Professor in die theologische Fakultät. Er

wurde aus dieser Stelle durch Staphylus verdrängt, der schon seit 1545 in der theologischen Fakultät lehrte, wurde wahnsinnig und lebte so, zugleich in der schrecklichsten körperlichen Verkrümmung, noch 33 Jahre in einem Zimmer des Albertinums, das man ihm als freie Wohnung überlassen hatte, bis 1588. Die zweite Professur für die hebräische und die orientalischen Sprachen übernahm Andreas Weßling, der 1551 entsetzt wurde. Zyriacus Reinich, Joh. Pontanus, Joh. Hoppe, Jacob Mittag, Christoph Jonas und endlich Wilhelm Gnapheus aus Holland übernahmen die übrigen philosophischen Professuren der Physik, der Mathematik, der Rhetorik, der Poesie, der Dialektik, der Geschichte und Ethik. Die beiden letzten damals vereinigten Wissenschaften wurden erst im Jahre 1615 von einander getrennt und blieben es bis 1807. Wenn durch die in diesem Jahre vorgenommene Vereinigung der Ethik mit der Dialektik (Logik und Metaphysik) in eine Professur der Philosophie im engern Sinne die Geschichte einen abgesonderten Lehrstuhl erhielt: so hat auch die größere Ausbreitung des Sprachstudiums und besonders die seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften eigentlich erst entstandene und mit Riesenschritten erweiterte Kenntniß der Natur für Astronomie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, für Chemie und Physik, sowie für Geographie und Statistik die philosophische Fakultät mit einer großen Anzahl neuer Professuren bereichert, während die Disciplin der Rhetorik aus der Zahl derselben geschieden und als praktischer Lehrgang in die theologische Fakultät verpflanzt ist. Ueberhaupt muß man sich die Disciplinen, wie sie bei der Stiftung der Universität neben einander erschienen, in jener Zeit nicht in so strenge Fächer geschieden denken, wie sie es heut zu Tage sind. Keine derselben war damals so weit ausgebildet, daß sie die Kräfte eines nur mäßig fähigen Kopfes ganz allein für sich in Anspruch genommen hätte. Es war weder schwer noch selten, daß man die Kenntnisse mehrerer, ja wohl aller Fakultäten vereinigte, wie der gleich in den ersten

Jahren unsrer Universität mehrfach vorkommende Wechsel der Fakultäten, selbst bei verschiedenen der oben genannten Professoren beweist. Erst als die Wissenschaften sich in den zwei nächsten Jahrhunderten in die Breite und Tiefe mehr entwickelten, ist die immer größere Beschränkung auf einzelne Fächer nothwendig geworden. Wenn die drei obern Fakultäten durch je eine Professur bei der Eröffnung der Universität fast zu kümmerlich bedacht erscheinen, so war hieran zwar zum Theil die Beschränktheit der zu Gebote stehenden Geldmittel Schuld. Aber im Ganzen war auch der Studiengang damals wesentlich verschieden von dem jetzigen. Nicht bloß gehörte jeder Studirende ohne Unterschied zur philosophischen Fakultät, wie jetzt, sondern er erhielt von ihr auch den ganzen Umfang der gelehrten Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er jetzt nur von den Professoren der drei obern oder Fachfakultäten erhalten darf. Man hatte damals noch das schöne Bewußtsein, daß auch den Fachstudien rein wissenschaftliche Kenntnisse zum Grunde liegen müßten, die sich unter keiner Rücksicht dem Geist der freien Forschung entziehen dürften, der die Wissenschaften, wenn man von ihrer Anwendung auf Leben, Staat und Kirche absieht, unbedingt beherrschen muß. Der Theologe hörte damals die Exegese des alten Testaments bei einem Professor der Philosophie, und Niemand dachte noch daran, das die Hermeneutik dieser heiligen Bücher nach andern Grundsätzen verfahren müßte, als die Erklärung eines griechischen Geschichtsschreibers oder Philosophen. Später, als die drei obern Fakultäten mit ihrer praktischen Tendenz sich dem wissenschaftlichen Geiste der philosophischen immer mehr entfremdeten, wurde auch jeder derselben eine zweite, dritte, ja vierte und fünfte Professur hinzugefügt, zu denen dann noch schon im ersten Jahrhundert verschiedene außerordentliche Professoren und im letzten überdieß die Privatdozenten kamen. So wurde für die Theologie schon 1545 Friedrich Staphylus als zweiter Professor dem Rapagelan an die Seite gesetzt und seit 1549 lehrte als

Extraordinarius in dieser Fakultät der Kneiphöffsche Pfarrer Hegemon. Die dritte ordentliche Professur wurde erst 1697, die vierte 1699, die fünfte und sechste beide 1725 errichtet. Ebenso trat Christoph Jonas schon 1548 als zweiter Professor in die juristische Fakultät, die 1580 ihren ersten außerordentlichen Professor, 1694 die dritte und 1723 die vierte ordentliche Professur erhielt. In der medizinischen Fakultät trat bald nach der Stiftung Joh. Pontanus als zweiter Professor an Aurifabers Seite, der 1549 auf Brettschneider folgte; 1619 wurde eine dritte, 1701 die vierte ordentliche Professur errichtet. Im letzten Jahrhundert sind zu allen diesen noch mehre Stellen hinzugefügt. Jetzt hat die theologische Fakultät nach der Ueberweisung des Professor v. Lengerke in die philosophische Fakultät 5 ordentliche Professoren mit einem Licentiaten, die juristische 6 ordentliche Professoren, die medizinische 6 ordentliche und 3 außerordentliche, und die philosophische 14 ordentliche, 5 außerordentliche Professoren und 11 Privatdozenten; im Ganzen sind also an der Königsberger Universität gegenwärtig 31 ordentliche, 8 außerordentliche Professoren und 12 Privatdozenten beschäftigt, überhaupt 51 Lehrer für 340 Studirende.

Die Mittel zur Erhaltung der neuen Anstalt zusammenzubringen, wurde anfangs sehr schwer, und man wies ihr daher ihre Einkünfte aus sehr verschiedenartigen Gefällen zu. Aus der Herzoglichen Rentkammer wurden ursprünglich nur 1000, bald darauf aber noch 3000 Mark für die Universität angewiesen. Von diesen 4000 Mark, welche aus der früher dem samländischen Bischof gehörigen Domäne Fischhausen bezogen wurden, sollten die Professoren und akademischen Beamten besoldet, arme Studenten unterstützt und sämmtliche Unkosten der Universität bestritten werden. Zur Vervollständigung dieses spärlichen Unterhalts erhielten die Professoren aus dem Amte Fischhausen noch ein Deputat an Getraide und aus dem Herzoglichen Holzgarten die freie Anfuhr ihres Bedarfs an Brennmaterial. Außerdem überließ der Herzog

der Universität für geringen Preis die eine Meile von der Stadt entfernte Domaine Thalheim. Die Universität veräußerte diese Besitzung 1641 an die Altstadt von Königsberg gegen einen jährlichen Kanon von 1000 Gulden. Die Besoldung der Professoren war anfangs nur für Sabinus festgesetzt; er erhielt 360 Gulden jährlich, außerdem war ihm und seiner Familie eine Pension von 120 Gulden zugesichert. Die 3 professores primarii in der theologischen, medizinischen und philosophischen Fakultät erhielten jeder 200 Gulden, Isinder 150, und so nahm die Summe ab, daß Culvensis nur 66 Gulden hatte. Nicht bloß die Zusicherung des lebenslänglichen Rektorats, sondern auch dieser bedeutende Vorzug in der Besoldung erregte gleich von Anfang Mißgunst und Streit der Professoren gegen Sabinus. 1547 entschied der Herzog endlich, daß in den 3 oberen Fakultäten der erste Professor 200, der zweite 150 Gulden jährlich beziehen sollte und die Professoren der philosophischen Fakultät wurden auf 100 Gulden gesetzt. Diese Besoldungen wurden später unter den beiden Brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm schon bedeutend erhöht und des ersten Preußischen Königs freigebige Liebe zu den Wissenschaften brachte noch vor seiner Krönung 1697 die Gesammteinkünfte der Universität auf 14925 Mark (3330 Rthlr.), so daß unter ihm der erste theologische Professor 1000, der erste juristische und medizinische jeder 800 und der erste philosophische 750 Mark jährlich bezogen. Der wachsende Wohlstand der Länder und die mit ihm wachsenden Bedürfnisse der Einwohner haben auch später noch Erhöhungen dieser Besoldungen nöthig gemacht und noch 1842 wurde das Salar der Königsberger Professoren durch einen jährlichen Zuschuß von 7000 Rthlr. verstärkt. Gleich bei der Stiftung wurde sämmtlichen Lehrern der Universität die Freiheit von allen Abgaben zugesichert; sie hatten die Fischerei im Pregel, die Metze in den Mühlen, die Bereitung ihres Bedarfs an Bier, den Kauf von Lebensmitteln abgabenfrei; auch die

Kosten des Begräbnisses im Professorgewölbe waren ihnen erlassen.

Die Unterhaltung der Alumnen besorgte ein im Universitätsgebäude wohnender Oekonom. Die Zahl derselben belief sich auf 28; zwölf davon waren Deutsche, 8 Polen und 8 Litthauer. Sie hatten freie Wohnung in dem alten Collegium, freien Tisch am Mittag und Abend und außerdem noch ein Stipendium, für welche Wohlthaten ihre Führung und ihre Studien einer sehr genauen Controle durch einen oder mehrere Inspectoren unterlagen. Auch diese Inspectoren wohnten und aßen in der Communität. Der Oekonom hatte neben derselben in der sogenannten Famulatur ebenfalls freie Wohnung. Anfangs wollte der Herzog zur Ersparung der Unkosten nur einen Pedell gestatten, doch fanden sich bald die Mittel für zwei, wie sie auf andern Universitäten üblich waren.

Den 17. August 1544 wurde die Universität feierlich eingeweiht; ein Programm des Herzogs verkündigte die Gründe ihrer Eröffnung. Zur Erinnerung an diese Inauguration wurde eine goldene Denkmünze von 4 Dukaten Gehalt geprägt, die auf der einen Seite des Herzogs Bild zeigt, während auf der andern die Inschrift: „Pax multa diligentibus legem tuam, domine“ die zunächst religiöse Bestimmung der neuen Anstalt ausspricht. Aber erst 2 Jahre darauf wurden die Constitutionen der Königsberger Akademie fertig und den 28. Juni 1546 vom Herzog unterzeichnet. Da die weitere Erfahrung noch mehrere Aenderungen nöthig machte, so wurden sie den 19. März 1554 erneuert und unter dem Titel: „Statuten der Königsberger Universität“ lateinisch herausgegeben. Ihr Privilegium erhielt die Universität den 18. April 1557 ausgefertigt. Es kam dem Herzog alles darauf an, für seine neue Anstalt noch eine weitere und höhere Bestätigung zu erhalten. Es ist sonderbar, daß er, der vom Katholizismus abtrünnig geworden, der der Kirche eine ihrer größten Besitzungen entzogen hatte, dennoch

dem Wunsche nicht widerstand, diese Bestätigung vor Allen vom Pabste zu erhalten. Der Rektor Sabinus, der auf seiner frühern Reise nach Italien in Rom die Bekanntschaft des gelehrten Kardinals Bembo gemacht hatte, welcher bei Pabst Paul III. in hohem Ansehn stand, mußte gleich in dem ersten Jahre der Universität versuchen, durch Vermittlung dieses mächtigen Freundes die päbstliche Bestätigung zu erlangen. Aber es war vorauszusehen, daß diese Unterhandlungen nie zu dem gewünschten Ziele führen konnten; man begnügte sich mit römischer Feinheit zu erwidern, daß der Pabst seine Einwilligung gern zu ertheilen bereit sei, sobald Kaiser Karl die seinige gäbe, denn man wußte in Rom so gut wie in Königsberg, daß an diese nicht zu denken sei. Nunmehr wandte sich Albrecht an die polnische Krone, um wenigstens durch sie seiner Anstalt, der er namentlich einen zahlreichen Besuch von Polen wünschte, eine höhere Sanktion und eine gleiche Berechtigung mit der Universität Krakau geben zu lassen. Hier gelangte man endlich zum Ziele. Den 28. März 1560 ertheilte König Sigmund August von Polen auf dem Reichstage zu Wilda der Königsberger Universität die allerhöchste Confirmation ihrer Statuten und Privilegien. Am 30. September desselben Jahres wurde diese nun in Gegenwart des ganzen Hofes in der Kneiphöfschen Kirche feierlich publizirt. Die Universität erhielt dadurch gleiche Rechte mit allen Königlichen und Kaiserlichen Universitäten, besonders das Recht der Promotion in allen 4 Fakultäten, dessen sie sich bis dahin trotz des ungeduldigen Verlangens von Seiten des Herzogs gewissenhaft enthalten hatte. Das Albertinum mit seinem Hofe, sowie die Wohnungen der Professoren wurden Freistätten von der städtischen Gerichtsbarkeit, von der sämmtliche Bürger der Hochschule, zu der damals auch die Geistlichen und Lehrer der Stadt, sowie die Buchdrucker und Buchhändler gehörten, ausgenommen waren. Sie standen unter einer besondern akademischen Gerichtsbarkeit, in deren erster Instanz der Rector allein, in zweiter der

ganze Senat entschied. Von diesem stand nur eine Appellation unmittelbar an den Herzog frei. Oberster Aufseher oder Conservator der Akademie wurde der samländische Bischof und in wichtigen Fällen standen diesem als Räthe oder Consultoren der Kanzler und Oberburggraf und die beiden Bürgermeister des Kneiphofs und der Altstadt zur Seite. Diese Oberaufsicht ging nachher auch auf den pomesanischen Bischof über und wurde von Wigand, dem letzten derselben, 10 Jahre lang allein verwaltet, als das samländische Bißthum nicht mehr besetzt war. Da nach seinem Tode 1587 die bischöfliche Würde in Preußen ganz aufhörte und an deren Stelle die beiden Consistorien zu Königsberg und Saalfeld traten, wurde der Kanzler der beständige Conservator der Königsberger Universität. Dem Rektor und den Professoren der Universität wurde ein hoher Rang gegeben; jener hatte bei öffentlichen Feierlichkeiten seinen Platz zunächst nach dem Herzog; bei akademischen Feierlichkeiten erschien er in dem noch jetzt üblichen Ornat, in schwarz seidenem Talar mit einem kurzen Purpurmantel darüber. Zu Rektoren durften nur Mitglieder des akademischen Senats gewählt werden. Nur wenn unter den Studirenden Personen von besonders hohem Range, Fürsten, Grafen oder Barone sich befanden, durfte der Senat auch diesen das Rektorat übertragen. So wurde 1579 Friedrich Truchseß von Waldburg, 1581 Herzog Christian von Braunschweig Lüneburg, 1611 ein Freiherr zu Kittlitz Rektor der Universität. In diesem Falle blieb der Rektor des vorigen Semesters als Prorektor in Wirksamkeit. 1567, ein Jahr vor Albrechts Tode, wurde sein einziger Sohn, der vierzehnjährige Albrecht Friedrich **Rector Magnificentissimus**; dieselbe Würde hatte Kronprinz Friedrich Wilhelm von 1701 bis 1713, und der jetzt regierende König übernahm sie ebenfalls schon als Kronprinz im Jahr 1808. In diesen Fällen führten die vom Senat erwählten Rektoren auch nur den Titel der Prorektoren. Unter die Verpflichtungen, welche dem Rektor aufgelegt

wurden, gehörte auch die Censur der Schriften, welche bei den Buchdruckern, die sämmtlich der Universität zugezählt wurden, erscheinen sollten. Wo sich diese auf besondere Fachwissenschaften bezogen, mußten die jedesmaligen Dekane der vier Fakultäten einen Theil der Arbeit übernehmen. Diese Einrichtung des vom Pabst Alexander VI. erfundenen Aufseheramts über die geistigen Produktionen der Völker hatte vor der, welche jetzt in den meisten Staaten herrscht, wo dieses Institut noch sein Dasein fristet, einen wesentlichen Vortheil voraus. Es waren wenigstens Männer der Wissenschaft, die über die Zuläßigkeit schriftstellerischer Leistungen absprachen und ihre Aufsicht schien auch nur im Interesse der Wissenschaft stattzufinden, während es heut zu Tage gewöhnlich nur praktische Staatsbeamte sind, die, nachdem sie kaum auch nur die nöthige Umsicht und Routine in dem juristischen und administrativen Staatsdienst gewonnen haben, doch schon, wie jene Hebammen des Pharao, ermächtigt sind, jede männliche Geburt im Reiche des Geistes gleich nach ihrem ersten Athemzuge der Sicherheit des Staates zum Opfer zu bringen.

Uebrigens ging der Wunsch und die Hoffnung des Herzogs, seine neue Anstalt durch Ausländer besucht und gehoben zu sehen, schon ihrer Lage wegen in Erfüllung. Aus Polen, aus Liefland und Kurland, aus Rußland und Schweden kam man hierher, obgleich die Ebbe und Flut der wechselnden Frequenz zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden und gewöhnlich von dem Ruf und den Leistungen der Lehrer abhängig gewesen ist. Wenn man die Blüthe der Anstalt nach der Anzahl ihrer Mitbürger mißt, so scheint sie im 17ten und 18ten Jahrhundert am größten gewesen zu sein. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren hier über 1000 Studenten. Wenn die Universität jetzt deren nur 340 zählt, so liegt das aber zum Theil auch an der veränderten Richtung des Zeitgeistes, der, durch mancherlei Erfahrungen gewitzigt, die Blüthe der Nationalkraft nicht mehr an die wis-

senschaftlichen Studien zu verwenden scheint. Es scheint in der Nation allmählich die Ueberzeugung Raum zu gewinnen, daß man auch unter den Palmen der Wissenschaft nicht ungestraft wandle.

Wir haben bis jetzt die wesentlichsten äußeren Verhältnisse der neuen Stiftung betrachtet, und es liegt uns nun ob, die Spuren des Geistes zu verfolgen, der sich in dieser zunftmäßigen äußeren Form, die ihn eben so oft in seiner Arbeit hinderte als schützte, durch die drei Jahrhunderte ihrer Dauer bewegt hat. Die allmählichen Verwandlungen, welche jene Form in dieser Zeit selbst erfuhr, Schritt für Schritt bis auf die Gegenwart herab zu verfolgen, könnte höchstens für einen Chronikenschreiber Reiz haben. Dem geistvollen Leser wäre es eine unerfreuliche Mühe; denn nicht die Verwandlungen, welche die bergende Schaale durchmacht, sondern der jedesmalige Grad der Reife, zu dem der Kern gediehen ist, macht den Inhalt der Geschichte aus, die es nur mit dem Wachsen des Geistes zu thun hat.

Als Erzeugniß der Reformation mußte die Universität die Charakterzüge des Geistes an sich tragen, der von dieser in das deutsche Volksleben eingeführt ward. Es war die Emanzipation des religiösen Bewußtseins von der Auktorität der Priester, wie sie schon Moses am Sinai, wie Christus sie nach ihm verkündigt hatte, und wie sie nun, nachdem sie durch die Leviten im Judenthum, durch die Klerisei im Katholizismus wieder rückgängig gemacht war, Luther in der Schrift an den Adel deutscher Nation im August des Jahres 1520 zum dritten Mal mit dem Satz proklamirte, daß alle Christen Priester sind. Dieses demokratische Grundgesetz aller echten Religiosität sollte nun im Protestantismus endlich eine Wahrheit werden: alle nöthigen Vorbereitungen dazu hatte der große Reformator getroffen. Die aristokratische Bevormundung der Laien durch eine privilegirte Priesterkaste hatte aufgehört, das scholastisch-dogmatische Labyrinth von Glaubenssatzungen, das sie zum Kerker der allgemeinen Freiheit

ausgebaut hatte, war theils umgestürzt, theils seiner Fundamente beraubt. Die Urquelle christlicher Ueberzeugung war wieder allgemein zugänglich geworden und ergoß sich frei über alles Volk in Luthers deutscher Bibelübersetzung. Hier durfte und sollte nun jeder Christ für sich selbst die Gründe der Wahrheit schöpfen, der er die Führung seines Lebens vertraut, denn die allgemeine Freiheit der Schriftforschung ward als ein unveräußerliches Recht jedes Christen anerkannt. Und trotz dieser kräftigen Grundlagen ist die Glaubensfreiheit, für welche Luther gestritten, gleichwohl in den zwei ersten Jahrhunderten nach ihm im Protestantismus nicht zu Stande gekommen. Die Ursachen von dieser Vereitelung der Ergebnisse, welche die Reformation verhieß, erkennt man in der Geschichte ihres Fortgangs; sie lagen zum Theil schon in ihrem Ursprung. Sie hatte die Emanzipation des religiösen Bewußtseins nicht ganz vollbracht, sie hatte sie nicht einmal ganz erstrebt. Nur die sichtbare, lebendige Auktorität der gegenwärtigen Priester hatte sie gestürzt, die schriftliche, vergangene Auktorität der Apostel und ersten Kirchenlehrer hatte sie stehen lassen und die Schrift sollte nun die einzige Norm für ein systematisches Lehrgebäude von Ueberzeugungen werden, wie sie das gereifte Bewußtsein des 16ten Jahrhunderts erheischte. Man strebte damit eigentlich nach einer Unmöglichkeit. Man wollte den unzulänglichen, fast stammelnden Ausdruck unaussprechlicher Regungen, wie sie des Morgenlandes überschwengliches, dem Unendlichen zustrebendes Gefühl in den heiligen Schriften niedergelegt hatte, wörtlich den Gesetzen des kritisch sondernden Verstandes unterwerfen. Man dachte nicht daran, jenen glühenden Gefühlsinhalt phänomenologisch, als das Ergebniß einer bestimmten geistigen Entwicklungsstufe, im Ganzen aufzufassen und das orientalische Gefühl nicht nach seinem Ausdruck, sondern seiner Bedeutung und Tendenz nach in die Sprache des Verstandes zu übersetzen; vielmehr hielt man sich ängstlich an dem Wort, und fürchtete den Inhalt zu verlieren, sobald man dieses fahren

ließ. Bei der Vieldeutigkeit dieses Wortes, wie sie der ins Unendliche und Unbestimmte hinausstrebenden Sprache des Gefühls immer eigen ist, hätte nun die freigegebene Forschung nach dem Inhalt der Schrift in die entgegengesetztesten Meinungen auseinandergehen müssen, wenn man nicht um eine gewisse, schon durch die Opposition des Katholizismus geforderte Einheit festzuhalten, die von den Stiftern der Reformation als ihre Ueberzeugung hingestellten Ansichten zu einer Art von Norm sanktionirt hätte, von welcher man nicht allzu weit abkommen dürfte. Luther selbst hatte dieß nicht gewollt. Er hatte in der Vorrede zu seinen gesammelten Schriften ausdrücklich erklärt (ed. Walch Th. 14. S. 420 folg.), man solle sich lediglich an die Bibel halten und seine Bücher nunmehr vergessen, damit aus seinen Ansichten nicht wie aus der Erklärung der Kirchenväter eine neue Auktorität entstände. Aber solche ausdrückliche Willenserklärung des Reformators überhörten seine an eine Auktorität gewöhnten und derselben bedürftigen Anhänger, und wider seinen Willen wurde Luther zum Kirchenvater und seine Schriften und die Symbole zur traditionellen Auslegungsnorm in der protestantischen Kirche. Damit kehrte denn auch in diese wie durch eine Hinterthür wieder der katholische Begriff der Rechtgläubigkeit zurück und spannte das protestantische Bewußtsein in den folternden Widerspruch, daß zwar jedem die freie Forschung in der Schrift unbenommen bleibt, aber doch niemand etwas Anderes darin finden darf, als Luther in ihr gefunden hat. Zu diesem traurigen Ergebniß kam die protestantische Kirche durch eine Reihe von Religionsstreitigkeiten während ihres ersten Jahrhunderts, welche von der Freiheit der Schriftforschung anfingen und mit Luthers Auktorität, d. h. mit dem Untergang der protestantischen Freiheit endigten.

In diesen Kämpfen, welche jetzt, nach dem Sturz der klerikalischen Aristokratie, jedes Mal das ganze Volk bewegten, bildeten die Universitäten, da es dabei doch immer auf gelehrte Schriftauslegung ankam, die unentbehrlichen Führer der Massen. Die ganze innere Geschichte der Univer-

sitäten in jener Zeit bezieht sich daher fast ausschließlich auf die theologische Polemik, der selbst die drei untern Fakultäten dienen müssen. Dem Wirbel dieses Glaubenseifers konnte sich auch die neue Universität zu Königsberg nicht entziehen. Ihr erster theologischer Professor, der gelehrte Rapagelanus, starb schon 1546. Schon neben ihm hatte Friedrich Staphylus seit 1545 eine zweite Professur in der theologischen Fakultät verwaltet, ein Mann, dessen Ehrgeiz ungern einen Andern über sich duldete und dessen zänkischer Charakter sich des Eifers, welchen der Herzog für die lutherische Lehre hegte, mit Erfolg zu bedienen wußte, um Gnapheus zu verdrängen, der nach Rapagelan's Tode die interimistische Verwaltung der ersten Professur erhalten sollte. Als Gnapheus für seinen Eintritt in die theologische Fakultät disputirte und unter andern behauptete: das Wort Gottes bleibe kraftlos, wenn nicht die Erleuchtung durch den heiligen Geist dazu komme, griff der eifersüchtige Staphylus diese Ansicht als ketzerisch auf. Er verschrie ihn als einen Anhänger der Wiedertäufer, die schon früher einmal in den Predigern Eckel und Tanker auf einem Religionsgespräch zu Rastenburg 1531 verdammt und des Landes verwiesen waren. Mit Beziehung darauf verlangte nun auch Staphylus einen Widerruf von Gnapheus. Als dieser sich weigerte, wußte jener den größten Theil der Professoren in sein Interesse zu ziehen, was ihm um so eher gelang, da der gewissenhafte Gnapheus sich durch seine Pünktlichkeit in den Vorlesungen und durch oft ausgesprochenen Tadel über die häufigen Versäumnisse, die sich die andern erlaubten, bei der Mehrzahl derselben verhaßt gemacht hatte. Ein furchtbares Gewitter zog sich über ihm zusammen, das der Herzog selbst vergebens zu beschwören suchte. Es wurde zuletzt eine Art von Inquisitionsgericht niedergesetzt, in welchem Brismann als Verweser des samländischen Bisthums, der Rektor Sabinus und die Dekane der vier Fakultäten den unglücklichen Gnapheus am 9. Juni 1547 förmlich in den Kirchenbann thaten und

aus der Universitätsgemeinschaft ausschlossen. Gnapheus verließ eine Stadt und ein Land, worin er einst Sicherheit und Schutz vor der mordlustigen Inquisition seines Vaterlandes Holland zu finden gehofft hatte. Mit Mühe den Ketzerrichtern zu Löwen entkommen, hatte der ebenso gelehrte als für die protestantische Freiheit begeisterte Mann in Elbing die erste lateinische Schule gegründet, welche sich der Norm unsrer jetzigen Gymnasien näherte und das Muster des später errichteten Partikulare zu Königsberg geworden war. Jetzt floh er vor der nicht minder unduldsamen Inquisition der Protestanten wieder seinem Vaterlande zu. Schon dieses geistliche Vorspiel bewies, daß der Geist der Zeiten und tief gewurzelte Verderbnisse ganzer Geschlechtalter nicht auf einmal, auch nicht durch die glühendste Begeisterung auszurotten sind. Wie der Protestantismus statt der Freiheit, die er verkündigt, nur eine Fessel mit der andern vertauscht und durch die Unterwerfung unter die protestantischen Symbole nur einer andern traditionellen Auslegung verfällt, die mit starrer Blindheit festgehalten den Geist nicht minder erdrückt als die erste: so hat auch die Duldsamkeit gegen jede redlich gehegte Ansicht und die Achtung vor der Selbstständigkeit der persönlichen Ueberzeugung bei dieser Verwandlung nur wenig gewonnen und der Prediger, wie man sieht, weiß den Bannstrahl so gut zu handhaben, wie der Priester.

In demselben Jahre, und noch ehe Gnapheus entwich, verlor die Universität durch den Tod der Herzogin Dorothea den 11 ten April 1547 eine milde Gönnerin. Sabinus, der ihr die Leichenrede hielt, legte, da jetzt auch seine Gemahlin Anna, Melanchthons Tochter, starb, das lebenslängliche Rektorat nieder, das er 3 Jahre lang verwaltet hatte, da die Last des Haushaltes, die nun auf ihn fiel, ihm eine Erleichterung seiner Berufsgeschäfte nothwendig machte und das Rektorat begann nun halbjährlich zu wechseln. (Den 10. August 1547.) Staphylus war der erste, der diese Würde nach ihm übernahm.

In diesem Jahre war es, wo durch Kaiser Karls Sieg bei Mühlberg über den sächsischen Kurfürsten Joh. Friedrich die Sache des Protestantismus in Deutschland ihrem Untergange nahe kam. Der Kurfürst selbst, das Haupt der protestantischen Fürsten, war gefangen; Landgraf Philipp von Hessen, die Seele des Schmalkaldischen Bundes, demüthigte sich vor der siegreichen Macht des Kaisers zu Halle und wurde treulos ebenfalls festgehalten. Die Universität Wittenberg hatte sich auf einige Zeit aufgelöst. Jetzt schien die Zeit gekommen, wo der Kaiser auch den Protestantismus, der Deutschland in zwei große, einander entfremdete Völker gespalten, für immer beseitigen und mit der Einheit des Glaubens zugleich den Zusammenhang des Deutschen Volkes wiederherstellen konnte. Luther war ein Jahr vorher gestorben. Melanchthon, jetzt der alleinige Veteran der Reformation, hatte weder dessen Beharrlichkeit noch sein Ansehn in der Kirche geerbt. Er war den Muthigen zu ängstlich und den Glaubenseiferern zu nachgiebig. Die Tridentiner Kirchenversammlung, die jetzt auch von den Protestanten beschickt werden und die Kirchenspaltung wieder ausgleichen sollte, ließ sobald keine, und im glücklichsten Fall nur eine Entscheidung zu Gunsten des Katholizismus erwarten. Da beschloß der Kaiser auf der Höhe seines Glücks durch eine einstweilige Kirchenordnung der Zerwürfniß Deutschlands bis auf den Schluß des Tridentiner Concils vorläufig abzuhelfen und erließ auf dem Reichstage zu Augsburg den 15. Mai 1548 das sogenannte Interim, eine provisorische Kirchenordnung für Deutschland, der sich die eingeschüchterten Fürsten und Magistrate der protestantischen Länder und Städte unterwarfen. Nur die Geistlichen widersetzten sich diesem oberherrlichen Gewissenszwange und zogen es vor, lieber von ihren Aemtern als von ihrem Glauben zu weichen. In Deutschland verließen an 400 Prediger ihre Stellen. Der ängstliche Melanchthon erklärte sich nachgiebig und zur Annahme bereit. Hierüber erhob sich ein heftiger Sturm von Seiten der Recht-

gläubigen gegen ihn; man hielt ihn für einen Verräther an der guten Sache, indem man besonders an einem Glaubensartikel des Augsburger Interim Anstoß nahm. Die katholische Kirche hatte in Folge früherer Streitigkeiten den Grundsatz, daß die Rechtfertigung, welche der sündhafte Mensch von Gott erhält, nicht bloß durch den Glauben, sondern auch durch die guten Werke erreicht wird, welche die göttliche Gnade in dem Bekehrten wirkt, weil in Christo nur der Glaube gilt, der durch die Liebe thätig ist. Dieser richtige Grundsatz, der die einzigen untrüglichen Merkmale einer reinen Gesinnung in ihren Früchten auf dem Gebiet des sittlichen Handelns sucht, war in dem Verfall der katholischen Kirche zuletzt dahin gemißdeutet worden, daß man unter den guten Werken kirchliche Büßungen und vorzüglich reelle Leistungen an die Diener der Kirche verstand, und jene guten Werke zuletzt, wenn nicht gerade schlechte, so doch sehr unnütze bedeuteten. Gegen diese Verfälschung der Gewissen hatte Luther den Satz verfochten, daß die Rechtfertigung d. h. der sittliche Werth des Menschen nur auf dem Glauben d. h. auf seiner Gesinnung beruhe, und durch diese tiefe Wahrheit waren allein alle die Trübungen beseitigt worden, mit welchen die Habsucht oder Herrschsucht der Klerisei das religiöse Bewußtsein der Völker in die Irre geführt hatte. Diesen wichtigen Gegensatz beider Confessionen suchte nun das Augsburger Interim durch die Behauptung auszugleichen, Gott rechtfertige den Menschen nicht nach dessen Werken, sondern ohne dessen Verdienst, gleichsam umsonst, bloß nach seiner Barmherzigkeit wegen des Verdienstes Christi. Aber eben dieser Satz war es, der die lutherischen Theologen beleidigte, weil des Glaubens darin keine Erwähnung geschah. Unter denen, welche das Interim verwarfen, war auch Andreas Osiander, jener Prediger zu Nürnberg, der den Herzog zuerst in die Lehre des Protestantismus eingeweiht hatte, als er 1523 bei dem dortigen Reichstage verweilte, und den der dankbare Fürst daher seinen geistlichen Vater zu nennen pflegte.

Als der Nürnberger Rath den 22. Juni 1548 das Interim angenommen, verließ Osiander mit dem Prediger Funk die Stadt und wandte sich an seinen fürstlichen Gönner, der ihm in Königsberg ein Asyl anbot. 1548 kam er hier an. Der Herzog ernannte ihn sofort zum Pfarrer der Altstadt und übertrug ihm zugleich die erste theologische Professur, die Isinder nach Gnapheus verwaltet hatte. Schon dieß erregte die Eifersucht der übrigen Professoren gegen den allmächtigen Günstling, der nie einen jener gelehrten Grade erworben hatte, wodurch man auf Universitäten zünftig wird. Da 1549 auch Brismann und 1550 der ehrwürdige Veteran der preußischen Protestanten, der alte Bischof Polenz starb, kurz nachdem er noch des 60jährigen Herzogs zweite Ehe mit der jugendlichen Anna Maria von Braunschweig-Lüneburg eingesegnet hatte, so erhielt Osiander nun auch die Verwaltung des samländischen Bißthums und erregte durch diese Ueberhäufung mit Würden die Eifersucht seiner Nebenbuhler eben so sehr, wie er durch leidenschaftliche Hoffahrt ihren Haß herausforderte. Der erste, der sich durch seine Erscheinung und noch mehr durch seine Persönlichkeit und sein Glück zu einem Angriff auf ihn gereizt fühlte, war der ränkesüchtige Staphylus. Gleich bei der Disputation, durch welche Osiander nach akademischem Gebrauch das Recht zum Eintritt in den Senat erwerben mußte, hatte man über jene damals ganz Deutschland bewegende Rechtfertigungsfrage eine von der streng lutherischen Formel abweichende Ansicht bei des Herzogs beneidetem Günstling herausgewittert. Mathias Lauterwald erhob den ersten Lärm dagegen und brachte bald die ganze Universität gegen Osiander für die lutherische Orthodoxie in Aufruhr. Osiander behauptete im Wesentlichen Folgendes: „Christus sei aus Liebe zu uns Mensch geworden, und würde es vielleicht, um Gottes Ebenbild unter uns darzustellen, auch geworden sein, selbst wenn er nicht um der Sünde Adams willen hätte leiden und sterben müssen. Durch den Glauben wohne er nun in allen Christen und indem seine Gerechtigkeit

von Gott uns zugerechnet werde, ertödte sie allmählich den alten Menschen, so daß Gott selbst in seiner Fülle hienach in allen lebendigen Gliedern Christi wohne". Diese Ansicht focht man nun an mehreren Punkten an. Eine der Streitfragen dabei war die ebenso unnöthige als unlösbare: ob Christus auch würde gelitten haben, wenn Adam nicht gesündigt hätte. Der Hauptpunkt aber blieb, daß nach dieser Ansicht der Christ durch Gott gerecht *gemacht*, nicht bloß für gerecht *erklärt* wird, daß also doch die Rechtfertigung von einer gewissen Besserung und Tugend, wenn auch nicht bedingt, doch *wesentlich* begleitet sei. Die lutherische Orthodoxie dagegen bestand darauf, daß die Rechtfertigung von der Sittlichkeit ganz unabhängig und nichts weiter als ein Erlaß der Sündenstrafe sein solle, den man durch den Glauben allein erlange; die Tugend sollte dabei schlechterdings unerwähnt bleiben, ob man gleich zugab, daß sie aus dem Glauben, wie die Frucht aus der Blüthe, von selber folge. Wie man sieht, waren diese Distinktionen sehr spitzfindig und hätten der haarspaltenden Scholastik des Mittelalters Ehre gemacht. Aber diese Scholastik des Mittelalters war auch aus den Köpfen noch eben so wenig wie seine Verketzerungssucht aus den Herzen gewichen, und je spitzfindiger die Fragen, je entfernter sie waren von dem Gebiet einer möglichen Ueberzeugung, desto erbitterter focht man darum und desto verheerender waren ihre Folgen. Vergebens entbot der Herzog den alten Bischof Polenz schriftlich von dem Schlosse zu Balga in die Stadt, um vermittelnd in den auflodernden Kampf der Parteien zu treten. Polenz mochte die theologische Wuth so gut kennen, wie Melanchthon, dessen Vermittlung der Herzog ebenfalls vergebens anrief. Nicht einmal die Pest, die damals in Königsberg wüthete, konnte diese Wuth der Theologen dämpfen. Kein Geistlicher oder Gelehrter in Königsberg mochte oder durfte in diesem Kampf neutral bleiben. Die Frage über Rechtfertigung und Glaube pflanzte sich aus dem Hörsal auf die Kanzeln, von den

Kanzeln an den Hausheerd fort, und verbreitete sich bald von der Hauptstadt über die Provinz, und das ganze Land wurde auf das tiefste von diesem traurigen Zwist erschüttert. Wenn uns heute Fragen so müßiger Art nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen, obwohl es auch jetzt unter uns nicht an geistigen Nachgeburten fehlt, welche unsrer von tiefern Bedürfnissen erregten Zeit gar zu gern wieder solche Fragen über die verschiedenen Grade der Buße oder der Rechtfertigung zum Spiel hinwerfen möchten, wie die Wallfischfänger dem König des Meeres eine leere Tonne Preis geben, um seine Aufmerksamkeit von ihren Harpunen abzulenken: so waren solche Untersuchungen damals trotz des bedauerlichen Hasses, den sie in den Herzen schürten, doch auch nicht ohne eine wohlthätige Seite. Zu ernsteren Fragen war das öffentliche Bewußtsein damals noch nicht reif; diese Untersuchungen haben es erst zu ernsteren Fragen erziehen müssen. Und wenn vielleicht kein protestantisches Land in jenen Zeiten von theologischen Zänkereien so heftig wie Ostpreußen erschüttert wurde, so mag es diesem Umstande wohl zum Theil das tiefe Interesse und die Schärfe und Klarheit verdanken, wodurch es sich später in Angelegenheiten ausgezeichnet hat, die dem Leben wichtiger sind. Der Osiandristische Streit wüthete unaufhaltsam fort. Vergebens nahm der Herzog für seinen Liebling Partei und verbot der Universität ausdrücklich die Fortsetzung des unseligen Zwistes; vergebens suchte er ihn dadurch zu dämpfen, daß er den Druck aller Schriften gegen Osiander verbot. Gerade diese gewaltsame Willkühr machte den Trotz der Gelehrten nur hartnäckiger. Vergebens berief er als Friedensstifter zum Pfarrer an die Domkirche den gelehrten Theologen Joachim Mörlin, der aus Göttingen ebenfalls, wie Osiander, des Interims wegen 1550 hatte weichen müssen und von der Herzogin von Braunschweig-Lüneburg ihrem Schwiegersohn empfohlen war. Gerade dieser Friedensstifter schürte den Brand noch gewaltiger an. Zwar fand er sich anfangs in völliger Uebereinstimmung mit Osianders An-

sichten, aber bei weiterem Austausch ihrer Gedanken kamen auch sie bald auf Abweichungen. Osiander ging zuletzt offen mit der Erklärung heraus, daß er Luther nicht für untrüglich und sich daher durch dessen Meinungen nicht für gebunden halte. Wäre diese Ansicht, in der heute vielleicht die meisten denkenden Theologen und fast alle gebildeten Protestanten mit Osiander übereinstimmen, damals in der Kirche durchgefochten und festgehalten, wie sie denn unstreitig in dem Grundsatz des Protestantismus ausgesprochen liegt: es wäre vom 16ten und 17ten Jahrhundert viel mehr geleistet und dem 18ten eine große Mühe erspart worden. Aber diese glückliche Wendung nahm die Sache Osianders nicht. Mörlin wurde jetzt ihr heftigster Gegner. Er erkannte Osiander nicht mehr als Verwalter des samländischen Bißthums an; er verrichtete selbst die Ordination der Geistlichen, die jenem rechtlich zustand, verwies dessen Anhänger vom Taufstein und Altar und predigte selbst Widersetzlichkeit gegen den Herzog. Dieser veranlaßte seinen Schützling zur Abfassung eines Glaubensbekenntnisses; auch das blieb umsonst, denn seine Gegner wollten es nicht lesen. Der Streit erhielt nunmehr auch eine politische Bedeutung, indem sich mit Osianders Feinden die Landstände und der Adel zum Widerstande gegen den Herzog vereinigten. Mitten unter dem heftigsten Toben dieses Sturmes starb Osiander den 17. Oktober 1552, wie man argwöhnte, vielleicht an Gift; aber man hoffte vergebens, daß sein Tod den aus persönlichen Haß entsprungenen Streit beilegen werde. Denn in Osiander's Schwiegersohn Funk, der sein Nachfolger im altstädtischen Pfarramt und in der Gunst des Herzogs wurde, fand des Gestorbenen Lehre ein neues Haupt und der Haß seiner Gegner einen neuen Gegenstand. Man hatte unterdeß von den berühmtesten Gottesgelehrten Deutschlands amtliche Gutachten eingeholt, um den unversöhnlichen Zwist wo möglich dadurch einem endlichen Ausschlage nahe zu bringen. Die Universitäten Tübingen und Wittenberg gaben Erklärungen darüber; von beiden kamen

selbst Theologen nach Königsberg, um durch eine Art von Austrag den Streit zu entscheiden. In Osterode fand eine förmliche Synode statt, andere wurden in Greifswald und Berlin gehalten; fast die ganze lutherische Welt gerieth über den unlösbaren Streit in Bewegung: aber nur Wenige erklärten ihn für ein unnützes Wortgefecht; die Meisten waren im Eifer für die Rechtgläubigkeit gegen Osianders Meinung. Mörlins aufrührerischer Fanatismus zwang endlich den Herzog, ihn des Landes zu verweisen, Ostern 1553. Aber der Fanatismus ist immer populär und findet immer da den stärksten Anhang, wo am wenigsten Verstand zu finden ist. So zogen denn auch hier am Palmsonntag 400 Weiber und Kinder der Kneiphöfschen Gemeinde nach dem Schloßhof und baten den Herzog auf den Knieen um Gnade für ihren geächteten Pfarrer. Als der Fürst unerbittlich blieb, stimmten sie auf dem Schloßhof trotzig Luthers bekannte Umschreibung des 12. Psalmes an:

Ach Gott vom Himmel sieh' darein
Und laß dich das erbarmen,
Wie wenig sind der Heil'gen dein,
Verlassen sind wir Armen.
Dein Wort man läßt nicht haben wahr,
Der Glaub' ist auch erloschen gar
Bei allen Menschenkinden.

Mörlin verbreitete in Deutschland, wohin er nun ging, die Meinung, daß der preußische Herzog sich vom lutherischen Glauben losgesagt und auch das Land von demselben abwendig zu machen suche. Hier wüthete indeß das Gezänk fort. Vergebens ermahnte Albrecht 1555 in einem Amnestiedekret zum Schweigen über das bereits Geschehene. Der Herzog von Mecklenburg, der in demselben Jahre Albrechts einzige Tochter geheirathet hatte, veranstaltete 1556 zu Riesenburg eine Synode, auf der sich Funk zum Widerruf und zur Ablegung eines Glaubensbekenntnisses verstand, mit dem er selbst, um den Haß in Königsberg sich erst verkühlen zu

lassen, nach Deutschland reiste, wo die theologischen Fakultäten von Leipzig und Wittenberg ihm Zeugnisse über seine Rechtgläubigkeit gaben. Staphylus, Osianders Gegner, hatte seine theologische Professur schon 1551 niedergelegt und das Land verlassen. Georg Venediger, der ihm 1552 in diesem Amte gefolgt war, wurde 1556 ebenfalls vertrieben. Aber der Haß gegen den Osiandrismus war weder durch Nachgiebigkeit, noch durch Gewalt zu stillen; Funks Gegner bestanden darauf, daß er seine Ketzerei vor seiner Gemeinde selbst eingestände und widerriefe. Die Gunst des Herzogs konnte ihn auch vor dieser Demüthigung nicht schützen und 1561 mußte er in 4 Predigten in der Altstädtischen Kirche alles sagen und eingestehen, was seine unversöhnlichen Gegner verlangten. Hiemit war denn der 12jährige Streit beendigt.

Aber der Religionshaß ist blutdürstig und die Kämpfer für die lutherische Rechtgläubigkeit waren mit einer so friedlichen Beilegung ihres Kreuzzuges nicht zufrieden. Diese Partei hatte damals in der 1557 gestifteten Universität zu Jena einen neuen Heerd gewonnen, auf dem die thüringischen Theologen das Feuer dogmatischer Zanksucht und Klopffechterei mit dem erfolgreichsten Eifer schürten, besonders aus Nebenbuhlerschaft gegen die sächsischen Theologen zu Wittenberg, wo Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands", und seine Anhänger, die Philippisten, eine friedlichere Auffassung des Christenthums anstrebten. In Jena stritten damals besonders heftig Wigand und Heßhusius gegen Melanchthon und wurden darum 1573 von der Universität verjagt. Ein dritter Sammelplatz theologischer Streiter war Tübingen in Würtemberg. Von hier wurde in demselben Jahr ein gewandter junger Abenteurer, der sich aus Oesterreich dahin gewandt und zum Protestantismus übergetreten war, dem Herzog Albrecht empfohlen, dessen immer stärker werdende Altersschwäche vielleicht die päbstliche Partei hoffen ließ, Preußen der allein selig machenden Kirche zuzuführen. Paul Skalich, der sich auf Grund fälschlicher Urkunden Fürst

della Scala nannte und mit Albrecht sogar verwandt zu sein vorgab, kam 1561 nach Königsberg, und wußte sich bei dem geistesschwachen Albrecht, der ihn für einen Geisterbeschwörer hielt, so in Gunst zu setzen, daß dieser ihm bedeutende Güter schenkte und durch seine Vermittelung seinen einzigen Sohn und Nachfolger mit einer Prinzessin von Frankreich zu vermählen hoffte. Aber eben diese Gunst, welche Ausländer wie Funk und Skalich und drei andere, ebenfalls ausländische Räthe Schnell, Horst und Steinbach bei dem Herzog genossen, beleidigte den Stolz und die Herrschsucht des preußischen Adels, an dessen Spitze Albrecht Truchseß von Wetzhausen und zwei Herren v. Kanitz endlich in Warschau geradezu Beschwerde führten über den gesetzwidrigen und landesverrätherischen Einfluß der Ausländer am Herzoglichen Hofe. Die Stimmung in Königsberg wurde immer gährender und ließ einen Aufruhr befürchten, besonders da der altersschwache Fürst durch wachsendes Mißtrauen die beleidigten Gemüther nur immer mehr reizte. Der preußische Landtag, der im Sommer 1566 zusammentrat, theilte und nährte die allgemeine Unzufriedenheit. Da erschien eine Untersuchungs-Commission des polnischen Königs in Königsberg, um die bei dem Lehnsherrn angebrachte Beschwerde des Landes zu untersuchen und abzustellen. Der schwache Herzog, selbst wie ein Angeklagter verhört und durch diese Demüthigung ebenso wie durch sein Alter niedergedrückt, gab seine angeklagten Räthe ihren Feinden Preis und den 28. October 1566 wurde Funk mit Schnell und Horst als Opfer des theologischen und politischen Parteihasses auf dem Markt des Kneiphofs enthauptet. So blutig endigte das Trauerspiel der Religionsstreitigkeiten, welche die Gründung der Königsberger Universität in unserem Vaterlande entzündete. So tief demüthigten den Herzog Albrecht die ersten Lebensäußerungen einer Anstalt, deren Stiftung er mit so aufopfernder Liebe zu den Wissenschaften und mit so frohen Hoffnungen begonnen hatte. Mathäus Vogel, der nach Mörlin Pfarrer am Dom und

theologischer Professor geworden, mußte als Anhänger Osianders seine Aemter niederlegen und das Land verlassen; alle Geistlichen dagegen, die der Herzog den Osiandristen zu Liebe entsetzt hatte, wurden zurückberufen. So kam auch Mörlin im April 1567 wieder nach Königsberg und stellte hier in Verbindung mit Martin Chemnitz, der ihn begleitet hatte, den Inbegriff der preußischen Kirchenlehre (Corpus doctrinae pruthenicum) auf, der noch in demselben Jahre im ganzen Lande als Norm der lutherischen Rechtgläubigkeit angenommen und auf den fortan jeder Geistliche eidlich verpflichtet ward. Mörlin wurde von dem versöhnten Herzog zum Bischof von Samland ernannt (1567—71), während der vor zehn Jahren vertriebene Professor Venediger, ebenfalls zurückberufen, das pomesanische Bißthum (1567—74) erhielt; und beide Männer wachten nun mit dem Eifer, den sie gegen Osiander erprobt, über die lutherische Rechtgläubigkeit, zu der nunmehr die schnell überlebte Beweglichkeit der protestantischen Glaubensfreiheit in Preußen erstarrt war. Ein Jahr darauf, den 20. März 1568, starb Herzog Albrecht, 78 Jahr alt, nachdem er Preußen 57 Jahr beherrscht hatte. Weder die Säcularisation des Landes, noch die Stiftung der Universität haben das Glück seines Lebens vermehrt, vielmehr zog ihn beides in den Strudel der großen Zeit, der er nicht gewachsen war. Aber er hat durch jene den Grundstein zur Größe der Hohenzollern, durch diese zur Bildung Ostpreußens gelegt und dadurch ein Recht auf das dankbare Andenken erworben, das sein von den Zöglingen der Hochschule anstatt der Cocarde getragenes silbernes Brustbild bei den Einwohnern Königsbergs in unvergänglicher Frische erhält.

Man glaube nicht, daß sich die kirchliche Parteisucht, welche in der Universität ihren Anknüpfungspunkt an Preußen erhalten, mit den Osiandristischen Streitigkeiten ausgetobt hatte. Unter Albrechts minderjährigem Sohn und Nachfolger Albrecht Friedrich (1568—1618), der durch die Herrschsucht

des ihn bevormundenden Regimentsraths und durch den Trotz der Geistlichen 1572 in Schwermuth und später in völligen Blödsinn versank, fehlte es ebenso wenig an theologischem Hader. Er wollte nach dem Tode Mörlins 1571, der als Bischof von Samland über die lutherische Rechtgläubigkeit zuletzt mit der Herrschsucht und dem Spottnamen eines Pabstes gewacht hatte, die bischöfliche Würde eingehen lassen und seinen Hofprediger David Voit zum Vorsitzer eines Consistoriums ernennen, das die bischöflichen Geschäfte verwalten sollte. Voit war seit 1560 erster Professor der theologischen Fakultät und weil er in den Osiandristischen Streitigkeiten sich friedfertig verhalten hatte, bei Mörlins Anhängern als heimlicher Ketzer verschrieen. Daher verlangten die geistlichen Eiferer die Wiederbesetzung des samländischen Bißthums und zwar durch einen Mann, der in Mörlins zelotischem Geiste fortwirkte. Der Bischof von Pomesanien, Venediger, wählte, als der Herzog sich dessen weigerte, mit einer eigenmächtig berufenen Synode von Geistlichen zum Bischof von Samland einen in Deutschland berüchtigten und daher von verschiedenen Orten schon viermal vertriebenen theologischen Streiter, Tilemann Heßhusius, den der sterbende Mörlin als seinen geistesverwandten Freund zu seinem Nachfolger empfohlen hatte. Diese Partei suchte nun den friedfertigen und bei den Studirenden beliebten Voit zu verdrängen, da der Herzog Miene machte, das samländische Bißthum, wenn es besetzt werden solle, lieber diesem als dem von der Gegenpartei gewünschten Heßhusius zu übertragen, dessen pfäffische Herrschsucht er fürchtete. Aber Venediger und die herrschende Adelspartei am Hofe gab nicht nach und Voit, der vielen Kränkungen müde, die er zu erleiden hatte, bat endlich 1573 selbst um die Erlaubniß, Königsberg verlassen zu dürfen. Weinend schied der junge Herzog von dem Manne, in dem er den einzigen und treusten Freund und das Land einen wohlwollenden Gelehrten verlor. An seiner Stelle erschienen jetzt in Preußen die beiden damals eben aus Jena

vertriebenen Eiferer für die lutherische Orthodoxie: Joh. Wigand wurde der erste theologische Professor (1573—76) und Heßhusius durch die Adelspartei auf dem Landtage Bischof von Samland, in demselben Sommer 1573, wo sich Albrecht Friedrich mit der Tochter des Herzogs von Cleve vermählte. Heßhusius schaltete in seiner Würde noch herrschsüchtiger als sein Vorgänger. Durch ihn wurde der Professor Wigand 1576 Bischof von Pomesanien und beide wirkten nun mit Verfolgung und Bannfluch besonders gegen das Eindringen der damals von den lutherischen Eiferern überall aufs Heftigste verfolgten calvinistischen Lehre. Heßhusius verweigerte des Herzogs Kinde die Taufe, weil nichtlutherische Fürsten die Pathen wären, und er that einen adligen Depurtirten in den Bann, weil er sich zu Calvins Abendmahlslehre hinneigte. Ein Buch, das er zur Widerlegung der calvinistischen Irrlehre schrieb, erregte von neuem ein furchtbares Gezänk unter den Geistlichen des Landes. Er sagte darin, Christus sei nicht bloß als besonderer Mensch in concreto, sondern in ihm sei auch die menschliche Natur überhaupt in abstracto der göttlichen Eigenschaften theilhaftig. Diese Worte wurden aber von mehreren Geistlichen, die, früher seine Anhänger, nun selbst seine Herrschsucht unerträglich fanden, als ketzerisch angegriffen. Bald stritt man wieder auf den Kanzeln und auf den Straßen, ob die Menschheit Christi abstrakt oder concret göttlich sei. Diese beiden Wörter, die das Volk nicht verstand, wurden die Stichwörter zweier wüthender Parteien, deren Anhänger einander nicht empfindlicher zu beschimpfen wußten, als wenn sie ihre Gegner „Abstrakte" oder „Concrete" nannten. Auch Wigand, der pomesanische Bischof, nahm aus Eifersucht gegen Heßhusius Partei; dasselbe geschah durch eine Synode der Geistlichen; Heßhusius wurde abgesetzt 1577, und das samländische Bißthum blieb seitdem unbesetzt. Sein Gegner, der ihn 10 Jahre überlebte, war der letzte Bischof von Pomesanien, (stirbt 1587), beide die letzten geistlichen Oberaufseher der Univer-

sität, der die Fürsorge solcher Häupter wohl nichts weniger als gedeihlich sein konnte. Aber diese theologischen Streitfragen waren damals die höchsten Lebensäußerungen des Zeitgeistes und unterhielten doch die Bewegung, deren der Geist so gut wie das Wasser bedarf, wenn er nicht in Fäulniß übergehen soll. Wenigstens war er unter diesen Bewegungen noch immer besser daran gewesen, als nach dem Stillstand, der seit der Concordienformel 1580 sich der Theologie im ganzen protestantischen Deutschland bemächtigte. Denn obgleich gerade dieses Buch in seinem Vorwort ausdrücklich bekennt, daß die Symbole nicht Glaubensnormen, sondern nur historische Dokumente darüber seien, wie die Bibel in einer gewissen Zeit verstanden und ausgelegt sei, so wurde doch im grellsten Widerspruch mit diesem Bekenntniß durch den Eid, mit welchem seitdem jeder Geistliche auf die Symbole verpflichtet ward, alle weitere Entwickelung des protestantischen Bewußtseins entweder unmöglich oder wenigstens zu einem Verbrechen gemacht. Mußten doch in Königsberg selbst die Doktoren der philosophischen Fakultät bei ihren Promotionen schwören, daß sie in allen Punkten mit der Augsburgischen Confession übereinstimmen.

Seitdem legte sich die einmal aufgeregte theologische Streitsucht auf die Polemik der verschiedenen Confessionen gegen einander und vor allen der Kampf der Lutheraner und Calvinisten wurde bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts besonders von Seiten der Erstern mit größter Heftigkeit geführt. Die Königsberger Universität nahm in diesem Confessionsstreit zwar nicht den Vortritt vor andern protestantischen Universitäten, aber sie blieb auch hinter keiner derselben zurück, besonders da sich hier in Preußen wieder die politische Parteisucht mit der theologischen verschwisterte. Man sah voraus, daß mit dem Tode des blödsinnigen Albrecht Friedrich, da er nur Töchter hatte, das Herzogthum Preußen auf eine andere Linie übergehen würde. Die zunächst berechtigte war die der Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, die schon

zu Krakau die Mitlehnung und nächste Anwartschaft erhalten hatte und wirklich wurde auch Markgraf Georg Friedrich 1577 durch König Stephan von Polen zum Regenten von Preußen für seinen blödsinnigen Vetter eingesetzt. Aber auch diese Linie drohte bald zu erlöschen und so war denn das Kurhaus Brandenhaus bemüht, als nächster Verwandter sich die Erbfolge in Preußen sichern zu lassen. Um diese Ansprüche zu verstärken, heirathete der älteste Enkel des damaligen Kurfürsten von Brandenburg Albrecht Friedrichs älteste Tochter Anna. Als nun Georg Friedrich von Jägerndorf im Jahr 1603 kinderlos starb, wurde Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Curator, Administrator und Gubernator von Preußen, und um die Verwandtschaft mit dem immerfort vegetirenden Herzog noch fester zu knüpfen, heirathete er zum Ueberfluß noch selbst die 7 Jahre jüngere Schwester seiner Schwiegertochter. Diese Vorsicht war unnöthig, denn sein blödsinniger Schwiegervater überlebte auch ihn noch. Joachim Friedrich starb den 16. Juli 1608 und sein Sohn Johann Sigismund wurde den 29. April 1609 von König Sigmund III. von Polen zum Regenten von Preußen eingesetzt, nachdem er versprochen hatte, in Königsberg eine katholische Kirche zu bauen und den Gregorianischen Kalender anzunehmen, der auf diese Weise in Preußen eher, als in irgend einem andern lutherischen Lande herrschend wurde. Nach diesen Zugeständnissen wurde Kurfürst Johann Sigmund am 16. November 1611 als Mitregent seines Schwiegervaters mit Preußen belehnt und empfing im October 1612 die Huldigung der Stände in Königsberg. Da seine 1608 verstorbene Schwiegermutter Marie Eleonore als Schwester des letzten, ebenfalls blödsinnigen Herzogs von Cleve ihre Ansprüche auf dessen 1609 erledigte Rheinlande auf ihre älteste Tochter Anna, des Kurfürsten Gemahlin vererbt hatte, so gerieth dieser mit andern Verwandten, die ihm die Nachfolge streitig machten, in den Jülichschen Erbfolgekrieg, in Folge dessen der Kurfürst, um von dem reformirten Holland

aus Unterstützung zu erhalten, die es bei der damaligen Erbitterung der Parteien einem lutherischen Fürsten nie geleistet hätte, im December 1613 zur reformirten Kirche übertrat. Wenn er aber dadurch der Besitznahme der Rheinlande näher rückte, so wurde dieser Vortheil durch den Schaden hinlänglich aufgewogen, den ihm dieser politische Glaubenswechsel in den östlichen Erblanden brachte. Denn die Lutheraner in Brandenburg wie in Preußen erhuben ein Wehgeschrei über den Abfall ihres Fürsten zu dem Erzfeind des wahren Glaubens. In Berlin brach darüber sogar ein Aufruhr aus. Da in Preußen die reformirten Glaubensgenossen des Regenten nunmehr auch zu Aemtern zugelassen wurden, so erhub sich die streng lutherische Partei unter dem Titel der Quärulirenden gegen die reformirten Eindringlinge, die man die Protestirenden nannte. Man wandte sich von Neuem, über den Regenten Beschwerde führend, an den König von Polen und ein Landtag am 10. Juli 1616 bestimmte, daß jeder Reformirte in Preußen von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen und keinem derselben erlaubt sein sollte, auf der Universität Königsberg zu lehren oder zu studiren. So führte auch dieser Streit zu dem Siege der Intoleranz, der einmal die Kräfte jener Zeit gehörten, und zu einem neuen Triumph der lutherischen Orthodoxie.

Bald darauf starb der blödsinnige Albrecht Friedrich zu Ende des Jahres 1618 und Kurfürst Johann Sigismund vereinigte das Herzogthum Preußen auf immer mit Brandenburg. Auch er starb schon im December 1619. Seine Gemahlin Anna, die ihn überlebte, war ihm bei dem Uebritt zur reformirten Kirche nicht gefolgt und aus Eifer für den lutherischen Glauben vermählte sie ihre schöne Tochter Marie Eleonore sogar wider den Willen ihres Sohnes, des jetzt regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm, der eben in Preußen die Huldigung empfing, an den lutherischen König Gustav Adolph von Schweden im October 1620. Die Stände in Preußen wollten den Kurfürsten aus Haß gegen die Reformirten nicht anerkennen und

hatten bei ihrem Widerstande den polnischen König auf ihrer Seite. Erst durch den Aufwand großer Summen erlangte der Kurfürst die Belehnung am 23. September 1621. Gleich im folgenden Jahre bewies er auch sein Wohlwollen gegen die Universität, indem er eine jährliche Summe von 1000 pol. Gulden zur Bestreitung der bis dahin nicht stattgefundenen Doktorpromotionen aussetzte. Der Streit über das Präsentationsrecht indessen, welches in dem ersten Jahrhundert der Universität sehr schwankend geblieben war, verhinderte die Zahlung dieser Summe, so daß die 1623 bereits angekündigte Promotion nicht vor sich gehen konnte und die drei obern Fakultäten unsrer Hochschule diese Feierlichkeit daher 1640 zum ersten Mal begangen haben. Unter den lutherischen und reformirten Theologen war damals hier der Streit über den Exorcismus oder die Austreibung des Teufels bei der Taufe an der Tagesordnung. Die Lutheraner bestanden auf dieser abergläubischen Sitte, welche die Reformirten verwarfen, und als der Kurfürst sie 1624 verbot, erbitterte er die lutherischen Zeloten von Neuem. Unter den theologischen Zänkern jener Zeit spielte als einer der kräftigsten Schreier Dr. Cölestin Mislenta aus Angerburg eine Hauptrolle. Er lehrte seit 1621 an unsrer Hochschule die hebräische Sprache und wurde 1626 zweiter Professor der Theologie und zugleich Pfarrer an der Domkirche. Seine schmähsüchtige Heftigkeit in den synkretistischen Streitigkeiten und sein unbeugsamer Trotz setzten die Universität in vielfache Bewegung. Er mußte deßhalb 1650 sogar aus dem Senat, und als auch das nicht half, von der Universität ausgeschlossen werden. Und doch drang seine Beharrlichkeit durch; er starb, in alle Würden wieder eingesetzt, 66 Jahr alt, den 20. April 1653, an demselben Tage, wo er das siebente Rectorat an der Universität niedergelegt hatte. Man muß die starken Quartbände ansehen, die sein polemischer Eifer gegen die Reformirten geschleudert hat, und die von den pöbelhaftesten Schmähungen wimmeln, um sich von der jetzt unbegreiflichen

Glut des Hasses zu überzeugen, welcher die evangelischen Konfessionen noch im 30jährigen Kriege entzweite, als der Katholizismus, ihr gemeinsamer Feind, sie beide dem Untergang nahe brachte.

Aber während der Protestantismus jener Zeit die Kraft, deren die christliche Liebe fähig ist, nur in der Stärke ihres Gegensatzes, des Hasses, bewies, hatte er sich unvermerkt der zweiten Periode seiner Entwicklung genähert, und die ersten Strahlen derselben brachen schon damals Hoffnung verheißend und neu belebend wie ein leise dämmerndes Morgenroth aus der Nacht der geistlichen Verfinsterung hervor. Unter jenem theologischen Getümmel war auf den Gymnasien, die im Jahrhundert der Reformation allmählich im nördlichen Deutschland sich mehrten, das Studium der griechischen Wissenschaften fortgediehen und hatte empfängliche Gemüther für die edleren Eindrücke der Kunst und Poesie gestimmt. Und während sich im dreißigjährigen Krieg der theologische Geist in blutigem Todeskampf erschöpfte, erwachte in den östlichen Grenzländern Deutschlands, in Schlesien und Preußen, die von den Greueln dieses Krieges noch am meisten verschont wurden, das Streben nach einer neuen Belebung des von der Geistlichkeit fast zu Tode gehetzten Nationalgeistes durch die Poesie. In Schlesien wurde Martin Opitz seit 1620 der Vater einer Dichterschule, die in den Annalen unsrer Literatur unter dem Namen der ersten schlesischen Schule berühmt ist. Auch hier in Königsberg fand dieser erwachende Geist einer höheren Nationalentwicklung gleich von Anfang einen kräftigen Widerhall. Und wenn die gewaltigen Händel in dem ersten Jahrhundert unsrer Hochschule uns gezeigt haben, wie sehr sich Preußen bei allen Lebensfragen des deutschen Volks betheiligte, so lehrt uns die Dichterschule, die hier zu den Zeiten des 30jährigen Krieges blühte, daß es auch ferner mit allen Fortschritten Deutschlands gleichen Schritt zu halten gedachte. Der berühmteste unter diesen Königsberger Dichtern ist Simon Dach, 1605 zu Memel geboren. Nachdem er seit

1633 Conrektor an der Kathedralschule gewesen, wurde er 1639, in dem Jahre, wo Opitz zu Danzig starb, Professor der Poesie und begann seine Vorlesungen mit einer Erklärung von Horazens Brief an die Pisonen über die Dichtkunst. Bei dem ersten Jubiläum der Universität, welches vom 27. August bis zum 14. September 1644 gefeiert ward, wurde von Dach ein Singspiel „Sorbuisa" zur Verherrlichung des Kurfürstlichen Hauses aufgeführt, das den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm wie Gustav Adolphs königliche Wittwe, Marie Eleonore, höchlich erfreute. Unter seinen lyrischen Dichtungen sind einige sogar volksbeliebt geworden, wie das Aennchen von Tharau, ein Spottgedicht, das er im preußischen Volksdialekt auf die Tochter des Predigers von Tharau dichtete, als diese, seine Geliebte, mit einem glücklichern Nebenbuhler ihre Hochzeit feierte. Viele athmen einen edlen Geschmack für die Freuden der Natur und der Geselligkeit und zeugen von einer markigen Gesinnung. Der größte Theil derselben sind freilich Gelegenheitsgedichte zur Verherrlichung des Brandenburgischen Fürstenhauses, die der Verfasser unter dem Titel „Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Scepter" in einen Quartband vereinigte. Durch eines derselben erbat und erhielt er von dem großen Kurfürsten ein kleines Gut, auf dem er die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe verlebte. Er starb 1659. Neben diesem größten der damaligen preußischen Dichter, den man in Königsberg vielleicht mit zu stolzem Nationalgefühl den preußischen Petrarka nannte, weil er seine Gemahlin Regina, die Tochter eines hiesigen Consistorial-Assessors, unter dem Namen Laura besang, wirkten hier damals noch zur Belebung des poetischen Geistes seine Freunde Robert Roberthin, ein geborner Königsberger und fürstlicher Rath (geb. 1600. gest. 1648), und Heinrich Albert, Organist hieselbst, der zugleich dichtete und komponirte. Seit dieser Zeit ist die Dichtkunst der Königsberger Hochschule nicht mehr fremd geworden, und wenn die Klarheit und Schärfe des Verstandes auch der

vorherrschende Charakterzug Preußens bleibt, so kann man doch den poetischen Geist einer Universität nicht absprechen, auf der unter andern Christian Ewald v. Kleist, Johann Gottfried Herder, Theodor Hoffmann, Max v. Schenkendorff und Zacharias Werner, dessen Vater hier Professor der Geschichte war, ihre wissenschafliche Bildung erhielten.

Künstlerische Bestrebungen bilden in der Entwicklung des einzelnen Menschen wie ganzer Völker immer den Uebergang von dem ahnenden religiösen Gefühl zu dem wachen, hellsehenden Bewußtsein der Wissenschaft. Es gibt keine andere Brücke aus den Gefilden überschwenglicher, selbstsüchtiger Wünsche und Hoffnungen herab zu der selbstverläugnenden, liebevollen Hingabe an die Wahrheit und Wirklichkeit, als diese innige Verschmelzung beider Geistesgebiete in dem Kunstwerk, wo der ideale Gehalt religiöser Begeisterung nicht mehr in die wesenlose Ferne des Jenseits versetzt, sondern angeknüpft wird an die Erscheinungsform der gegenwärtigen umgebenden Welt. So hört im Kunstwerk die Verachtung der irdischen Erscheinung auf, die von der Religion als etwas Gott verlassenes und Gott verleugnendes zurückgestoßen wird, und die Wirklichkeit erscheint in ihm als der nothwendige und entsprechende Ausdruck und Träger des göttlichen Gehaltes und tritt in dieser Verklärung wieder dem versöhnten menschlichen Geiste näher. Von da ab beginnt dieser die Gottheit nicht mehr jenseits des Lebens zu suchen, sondern jede Gestaltung der Wirklichkeit wird ihm jetzt zum heiligen Symbol der Alles durchdringenden göttlichen Kraft und die Erkenntniß der Welt zur Erkenntniß Gottes. So führt die Religion in ihrer höhern Entfaltung zur Kunst und durch diese hindurch zu der höchsten Entwicklungsstufe des menschlichen Bewußtseins, zur Wissenschaft. Es war hienach eben so nothwendig als natürlich, daß auch das protestantische Bewußtsein diesen naturgemäßigen Bildungsgang zu durchwandern hatte, und wir finden demgemäß in allen mit der Zeitentwicklung fortgeschrittenen Völkern des Occidents vom

17ten Jahrhundert ab dieses höhere wissenschaftliche Bewußtsein erwacht. In England, das von jetzt ab die erste Stelle unter Europas Völkern einnimmt, bildet dieser neue, in der Schule der Griechen erzogene Geist im Lordkanzler Baco von Verulam († 1626) den ersten selbstständigen Philosophen der germanischen Welt, der seine Einsicht in die Geheimnisse des Lebens aus der Betrachtung der Dinge selbst, nicht eines Buches über die Dinge schöpfen will und zuerst den Grundsatz ausspricht, daß nur ein oberflächlicher Antheil an der Wirklichkeit von Gott abführe, während ein tieferes Eingehen der Philosophie in das Wesen der Dinge nur um so mehr zur Frömmigkeit stimmt. Gleichzeitig mit ihm in Deutschland unter dem Getümmel des dreißigen Krieges hob sich der Blick des darbenden Keppler († 1630) über die Kümmernisse seines Haushaltes auf die Bahn der ruhig wandelnden Gestirne und entdeckte seine drei großen Weltgesetze, wodurch er Copernikus' genialen Gedanken zur höchsten Evidenz erhob, während ihn eifernde Lutheraner aus dem Buche der Rechtgläubigen strichen und seine Mutter als Hexe verfolgt im Kerker starb. Seitdem bildeten sich von diesen beiden Anfangspunkten der Philosophie und der Naturwissenschaft, lange noch vereinzelt und unbemerkt, die Macht der verständigen Erkenntniß aus, die bald auf dem Gebiet des Protestantismus den durch die Reformation begonnenen Kampf des Wissens mit dem Glauben erneuern sollte.

Deutschland ahnte lange von der Annäherung dieses Kampfes nichts. Es hatte die ungeheure Glaubenskrisis des 30jährigen Krieges mit Mühe überlebt, und lag nun, von dieser Anstrengung erschöpft und aus tausend geschlagenen Wunden blutend, vom Westphälischen fast bis zum Aachener Frieden von 1648 bis 1748 in unthätiger Entkräftung da. In diesem traurigsten Zeitalter der deutschen Geschichte, wo fast das Leben in den Adern des Volkes stockt, sanken denn auch die Anfänge jener Kunstbestrebungen bald wieder zur erbärmlichsten Mattigkeit herab. War Preußen in seiner Abgelegenheit von den

Stürmen des 30jährigen Krieges verschont geblieben, so wurde es gleichzeitig doch ebenfalls der neutrale Tummelplatz des Kampfes, den Gustav Adolph, ehe er in Deutschland auftrat, mit dem König Sigmund von Polen führte. Gustav wollte seinen ängstlichen Schwager, den Brandenburgischen Kurfürsten zwingen, mit ihm gegen den Polenkönig Partei zu nehmen. Er landete 1626 bei Pillau und nahm es den 5. Juli. 1627 wiederholte sich dieser Einfall. Die Revenuen des Amtes Fischhausen, das in Folgen dieser Eräugnisse 1630 an die Schweden verpfändet ward, wurden zwar der Universität, die damit die Hauptquelle ihres Unterhaltes verlor, durch Anweisung anderer Gefälle ersetzt, aber übrigens bietet ihre Geschichte in dieser Zeit des allgemeinen Verfalls in Deutschland, der auch sie ergriff und sich besonders in dem zügellosen Pennalismus unter den Studirenden offenbarte, nichts der Rede Werthes dar. Georg Wilhelm's kräftiger Sohn, Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große, steuerte den eingerissenen Verderbnissen. Die theologische Verketzerungssucht wie die politische Opposition des Adels wußte er zum Schweigen zu bringen, besonders seitdem er durch den Frieden zu Oliva 1660 das Land von der polnischen Lehnshoheit frei gemacht hatte. Dadurch wurde es seinem Nachfolger Kurfürst Friedrich III. möglich, Preußen den 18. Januar 1701 zum Range eines Königreichs zu erheben. Schon hatte derselbe 1697 auch die Einkünfte der Universität bedeutend erhöht, obgleich sich seine Freigebigkeit mehr auf die 1694 von ihm neu gestiftete Universität Halle richtete, die bald an die Stelle des gesunkenen Wittenberg trat. Sie wurde der Hauptsitz des von Jakob Spener begonnenen religiösen Pietismus, der sich mit reißender Schnelle über den Protestantismus verbreitete, weil man, bei der allgemein herrschenden Verkümmerung Deutschlands, angeekelt von dem schalen Wortgezänk der ketzermachenden Orthodoxie, von der Religion endlich Belebung und Nahrung des Gemüths und der Gesinnung verlangte. Wie dieser Pietismus einerseits

gegen den bisherigen orthodoxen Eifer als ein Fortschritt erscheint, indem er die spitzfindigen Sophistereien fanatischer Glaubensstreiter als die Pest des christlichen Lebens erkannte und von sich stieß und die wahre Frucht der Frömmigkeit wieder in der Tiefe des Gemüths, in der Reinheit der Gesinnung und der Sittlichkeit des Lebens suchen lehrte: so mußte er auch auf der andern Seite wieder als ein Rückschritt erscheinen und folgerecht zum Quietismus führen, indem er mit den Verirrungen des Verstandes in jenen spitzfindigen Glaubenslehren den Verstand und die wissenschaftliche Thätigkeit selbst als etwas Schädliches verwarf. Aber auch das hatte seinen Vortheil. Von dem Gebiet der Kirche verwiesen, begann die Denkkraft jetzt auch in Deutschland sich in der Wissenschaft einen selbstständigen Boden zu erobern, und der große Leibnitz war es, der gleichzeitig mit jenen pietistischen Bestrebungen die Philosophie in Deutschland heimisch machte. Nach seinem Tode 1716 erhob der Philosoph Wolf in Halle als gewandter Lehrer diese philosophischen Ansichten zu einem Hauptttheil des Bewußtseins aller höher Gebildeten und durch ihn gewann die Philosophie bald die hohe Bedeutung und das allgemeine Interesse, welches sich 2 Jahrhunderte früher dem Kirchenglauben zugewandt hatte. Die Streitigkeiten über den tödtlichen Buchstaben der Bibel hatten, wie man nachgerade einsah, zu keinem Ergebniß geführt. Nun stieg die Philosophie in die Tiefe des Geistes und die Erfahrung zu den Wundern der Natur hinab. Denn während von Halle aus sich die Philosophie über Deutschland verbreitete, wurde die neue 1737 gestiftete Universität Göttingen, die erste protestantische Hochschule, welche nicht vom theologischen Interesse ins Leben gerufen ward, der Sitz der sogenannten exacten Wissenschaften, und die Naturstudien fanden hier durch den großen Physiologen Haller und eine Reihe tüchtiger Mitarbeiter und Nachfolger ihre glücklichste Pflege. Diesen kräftigen Bestrebungen der Wissenschaft führte nun die Vorsehung in dem dritten Könige von Preußen, dem großen

Friedrich, einen Fürsten zu, dessen sie zu ihrem Schutz bedurfte, wenn sie nicht der kirchlichen Orthodoxie, die den seit Jahrhunderten behaupteten Primat in dem geistigen Leben Deutschlands herkömmlichermaßen noch fortbehauptete, gleich in ihren Anfängen erliegen sollte. Friedrich erwarb den unsterblichen Ruhm, den Geist der deutschen Wissenschaft von der Tyrannei der kirchlichen Orthodoxie emanzipirt zu haben. Wie ein sonnenheller Frühling ging er über unsrem Vaterlande auf und vor seinem Blick schmolz unwiederbringlich die starre Eisdecke orthodoxer Befangenheit, unter der jetzt tausend Keime so lange gefangen gehaltener Geisteskräfte zur glänzendsten Blüthe emporschossen. Das staunenerregende Geistesleben, das sich plötzlich, wie aus der Erde hervorgezaubert, unter ihm in seinem Reiche, und von der Macht seines Beispiels geschützt, in ganz Deutschland zu regen begann, bildet eine Epoche in der Geschichte des deutschen Volkes, die wohl ebenso groß und nicht minder tiefgreifend ist, als die Reformation durch Luther; man könnte sie die Reformation der Reformation nennen. Denn nun tritt die freigegebene Wissenschaft in das protestantische Bewußtsein, und löst mit Ergebnissen, gegen deren siegreiche Ueberzeugungskraft weder das heisere Zetergeschrei noch der gelähmte Bannstrahl der Wächter Zions mehr etwas vermag, die Fessel des Glaubenszwanges zum zweiten Mal und mit mehr Erfolg, als Luther sie zum ersten Male löste. Was dieser nur angefangen hatte, die Emanzipation des Bewußtseins von der Tradition wurde jetzt vollständig durchgeführt, indem man auch die schriftlichen Urkunden des Glaubens einer freien Kritik unterzog. Gegen dieses Beginnen erhoben sich nun die Theologen einmüthig, wie zu einem Kriege für Herd und Altar, und der kleinliche Hader der Confessionen machte einem großartigeren Kampf zwischen der Theologie und der Wissenschaft Platz. An die Stelle der kirchlichen Polemik, die so lange die Hauptrolle in der Literatur gespielt, trat nun von Seiten der Theologie die Apologetik als die drin-

gendste Forderung der Zeit. Auch für diese apologetische Richtung hat unsre Universität einen bedeutenden Mann gestellt in Theodor Christoph Lilienthal, welcher von 1714 bis 1782 Professor der Theologie und Pfarrer an der Domkirche war und bei der zweiten Säcularfeier der Universität am 31. August 1744 zum Doctor der Theologie ernannt wurde. 30 Jahre lang, von 1750 — 1780, war er bemüht, in 16 starken Oktavbänden „die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben" zu vertheidigen. Aber selbst diese cyklopische Mauer konnte eine Sache nicht retten, die der Geist des Jahrhunderts verloren gab, und das ungeheure Werk hat in Holland, in dessen Sprache es übersetzt ward, mehr gewirkt, als an dem Orte seiner Entstehung. Denn gerade damals trat die Königsberger Hochschule an die Spitze der neuen Zeitrichtung und gab dem wissenschaftlichen Streben eine Tiefe, die man bis dahin nicht geahnt hatte, und welche der Albertus-Universität für immer eine weltgeschichtliche Bedeutung sichert.

Immanuel Kant, der älteste Sohn eines Riemers zu Königsberg, den 22. April 1724 geboren und auf dem von König Friedrich I. gestifteten Friedrichs-Gymnasium gleichzeitig mit dem berühmten Philologen Ruhnken gebildet, bezog im Jahr 1740, wo Friedrich der Große seinen Thron bestieg, die hiesige Universität, die er im Jahr ihres zweiten Jubiläums verließ, um bald darauf als Hauslehrer mehrere Jahre hindurch die Söhne eines Grafen von Truchseß zu unterrichten. 1755 habilitirte er sich als Privatdozent in der philosophischen Fakultät, in der er von 1770 bis 1794 ordentlicher Professor der Logik war. In dieser Stellung, unter der freisinnigen Regierung Friedrichs des Großen, unternahm er eine riesenhafte Arbeit, welche dem wissenschaftlichen Leben in ganz Deutschland eine neue Richtung gab und es in allen seinen späteren Gestaltungen beherrscht hat. Das allgemeine Streben der Zeit, die tiefsten Quellen der menschlichen Ueber-

zeugung zu entdecken, dem sich damals die edelsten Kräfte weihten, führte ihn auf den Versuch, die innersten Gründe und das gegenseitige Verhältniß aller menschlichen Begriffe zu bestimmen und bis zu den ersten Anfängen im Bewußtsein zurück zu verfolgen. So entstanden seine drei großen Kritiken, die das ganze öffentliche Bewußtsein revolutionirten. Durch die Kritik der reinen Vernunft 1781 trug er die Herrschaft des kirchlichen Dogmatismus für immer zu Grabe und indem er die Begriffe desselben vom Gebiet der Wissenschaft verwies, führte er sie in die untergeordnete Sphäre kirchlicher Erbauung zurück, aus der sie seitdem wohl wiederholt, aber immer vergebens gesucht haben, die angemaßte Herrschaft wieder zu erringen, die sie so lange über die menschliche Denkkraft geübt hatten. Alle Gebiete der Erkenntniß sogen aus Kants scharfsinnigen Untersuchungen, wie aus einer neu eröffneten Lebensquelle, ein schöneres Gedeihen, und so brach damals von hier im äußersten Osten, von wo sich täglich die Sonne über Deutschland erhebt, eine Fülle neues Lichtes über unser Volk hervor.

Zwar blieb die gigantische Umgestaltung, welche Kant den Begriffen seiner Nation gab, eben so wenig, wie irgend ein anderer wahrer Fortschritt in der Menschheit, ohne geistlichen und weltlichen Widerstand. Den letzten erfuhr er besonders, als nach Friedrichs des Großen Tode unter dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. die alte Orthodoxie, die den Verlust ihrer Herrschaft nicht verschmerzen konnte, noch einmal versuchte, durch weltliche Waffen den Sieg zu erringen, den sie mit den stumpf gewordenen geistlichen verloren hatte. Bald nachdem Kant in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) die kirchlichen Dogmen und Einrichtungen einer kritischen Beleuchtung unterworfen hatte, die über den Werth derselben Aufschlüsse gab, welche ewig gelten werden, erfuhr er in einem Königlichen Handschreiben vom 1. Oktober 1794 auch seinerseits den Druck des Religions- und Censuredikts, das damals der Minister Wöllner im In-

teresse der kirchlichen Ansichten der wissenschaftlichen Forschung entgegengestellt hatte, um ihrem beschleunigten Fortschritt noch, wenn es möglich wäre, Einhalt zu thun. „Unsere höchste Person, heißt es in diesem königlichen Schreiben, hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht. — Wir haben uns zu Euch eines Bessern versehen, da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen unsre Euch sehr wohlbekannte landesväterliche Absicht handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen uns von Euch bei Vermeidung unsrer höchsten Ungnade, daß Ihr euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehn und Eure Talente dazu verwenden, daß unsre landesväterliche Intention mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnade gewogen.“

Um nun diese Gnade nicht völlig zu verscherzen und den in Aussicht gestellten unangenehmen Verfügungen zu entgehn, enthielt sich Kant bis an den Tod des Königs 1797 sowohl der Vorlesungen als auch aller schriftstellerischen Arbeiten über religiöse Gegenstände. Aber gleich nach dem Regierungsantritt des von der Wissenschaft freier und edler denkenden Friedrich Wilhelm III. beleuchtete er die verderblichen Wirkungen jener im Interesse des Kirchenglaubens versuchten Reaktion gegen die unaufhaltsamen Fortschritte der Wissenschaft in seiner denkwürdigen Schrift über den Streit der Fakultäten 1798, — ein warnendes Denkmal für jede Gewalt, die gegen den organischen Entwicklungsgang des Geistes einen wohl das Leben verwirrenden, aber, wenn man auf die Absicht und den Erfolg sieht, ebenso unrühmlichen als ohn-

mächtigen Widerstand versucht. Seit dem letztgenannten Jahre zog sich Kant von seiner unmittelbaren Wirksamkeit bei der Universität zurück und lebte in stiller Zurückgezogenheit, aber noch immer schriftstellerisch thätig, bis an seinen Tod, den 12. Februar 1804. Er war der letzte der Professoren, die in dem Universitätsbegräbniß an der Nordseite des Doms bestattet sind. Man schloß es mit dem größten von ihnen und ehrte die Halle durch den Namen der Stoa Kantiana. Seine gewaltige Wirksamkeit hatte in den Zöglingen der Universität eine Menge der edelsten Kräfte geweckt, die, gleich kenntlich an dem Ernst seiner fast stoischen Gesinnung wie an der entschiedenen Thatkraft, in welche jede tiefe Ueberzeugung ausbricht, den von der Natur schon vorherrschend zum Denken organisirten Geist unsres Vaterlandes als Beamte oder Lehrer des Volks zu einer erfreulichen Blüthe trieben. Von ihnen fortgeleitet drang der tiefe moralische Sinn ihres großen Lehrers durch alle Adern unsres Landes, und wenn auch die meisten seiner unmittelbaren Schüler jetzt zu Grabe getragen sind, und die etwa noch Lebenden, wie der Staatsminister v. Schön, von langer, unvergeßlichen Anstrengung ruhend, dem Treiben einer anders gewordenen Zeit nur noch zusehen, so ist doch darum der Geist des großen Lehrers auch in dem nachgewachsenen Geschlecht nicht ausgestorben und geht noch immer mit leisen, oft sogar sehr vernehmlichen Tritten in unsrer Mitte um.

Gleichzeitig mit Kant und durch ihn geweckt wirkten an der Königsberger Hochschule noch manche bedeutende Männer, die als Sterne zweiter und dritter Größe leuchteten, wenn sie auch nicht, sowie er, ihre Bahn durch lange Ströme von Licht bezeichneten. Der von Kant gebildete und durch die Klarheit seiner Gedanken und seines Vortrags ausgezeichnete Joh. Jacob Kraus, Professor der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften von 1781 bis zum 25. August 1807 wirkte besonders zur Entwicklung jener unerbittlichen Verstandeskraft, die seit jener Zeit in Königs-

berg herrschend blieb, während gleichzeitig Männer wie Joh. Georg Scheffner, († den 16. August 1820) Joh. Georg Hamann, der nordische Magus († den 21. Juni 1788), beide zu Königsberg geboren und gebildet, und Theodor Gottlieb v. Hippel († den 23. April 1796) als bedeutende Schriftsteller den Glanz ihres Vaterlandes und der Hochschule, von der sie ausgingen, in den Augen Deutschlands vermehren halfen. Vor allen aber sei bei der Jubelfeier, zu der sich die Universität jetzt rüstet, mit der dankbarsten Verehrung Herders unsterblicher Name genannt, nicht bloß darum, weil er gerade vor hundert Jahren den 25. August 1744 zu Mohrungen geboren ward, sondern weil die Bildung, die er 1762 — 64 hier unter Kant erhielt, sich durch seine fruchtbare Feder über ganz Deutschland ergossen hat. Er hat, mit Wieland und Göthe in Weimar vereinigt, das Meiste zur Verfeinerung des deutschen Kunstsinnes beigetragen; er war der erste Theologe, der den Glauben mit Geschmack und wissenschaftlicher Bildung zu versöhnen und zu vereinen wußte; er hat durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte die Welthistorie von der Herrschaft Boßuets erlöst und auf eine freiere Lebensansicht gegründet. Und hätte er weiter nichts gethan, als daß er den Begriff der Humanität in das Bewußtsein der Deutschen einführte und sie darin ihren eigenen welthistorischen Beruf erkennen lehrte: es würde ihm allein schon ein Recht darauf geben, wie Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands" zu heißen. —

Den philosophischen Lehrstuhl der Logik und Metaphysik bestieg nach Kants Tode 1804 sein Anhänger Wilhelm Traugott Krug und vereinigte damit nach Kraus' Tode 1807 die Professur für praktische Philosophie. Schärfer und eigenthümlicher als er wirkte sein Nachfolger Joh. Friedrich Herbart, von 1809 bis 1833, der ebenfalls von der Kantischen Philosophie ausgehend ein eigenthümliches System entwickelte, dem seine beredte Lehrgabe hier einen nicht unbedeutenden Anhang verschaffte. Als er nach Göttingen ging, trat an

die Pflanzstätte der deutschen Philosophie das Hegelsche System mit Carl Rosenkranz, der noch jetzt durch umfassende Belesenheit und geschmackvollen Kunstsinn auf die Belebung des Geistes bei den Zöglingen der Hochschule ebenso vortheilhaft wirkt, wie durch seine überaus fruchtbare schriftstellerische Gewandtheit auf das größere Publikum der Gebildeten.

So hat sich seit Kant der geistige Schwerpunkt der Königsberger Universität in der philosophischen Fakultät erhalten, da auch die bedeutendsten Namen in andern Disciplinen entweder innerhalb oder doch im Sinne derselben wirkten. Das letzte gilt besonders von Joh. Severin Vater, der von 1809 bis 1820 zwar die nunmehr theologische Professur der morgenländischen Sprachen verwaltete, aber doch mehr als umfassender Linguist im philologischen Sinne wirkte, wie denn auch seine wichtigste theologische Arbeit, der Kommentar über den Pentateuch, durch die in Deutschland zum ersten Mal streng und umfassend durchgeführte Untersuchung über den Verfasser und die Abfassungszeit der Mosaischen Urkunden einen glänzenden Beweis ebenso sehr für seine philologische und kritische Schärfe, als für seine Freiheit von dogmatischen Vorurtheilen liefert. Besonders anregend für die classische Philologie wirkte Erfurdt's berühmterer Nachfolger Christian August Lobeck, der seit 1814 als einer der ersten Sterne unsrer Hochschule glänzt und hier den schon zu Wittenberg gegründeten Ruhm eines der größten deutschen Philologen nicht bloß durch eine Reihe glänzender Arbeiten über das griechische Alterthum, durch seine unermüdliche, feinen Geschmack mit umfassender Gelehrsamkeit und kritischer Schärfe vereinende Lehrthätigkeit, sondern fast noch mehr durch den Adel einer kräftigen Gesinnung gesteigert hat. In noch weiteren Kreisen anerkannt sind die mathematischen und astronomischen Leistungen der Professoren Jacobi und Bessel, und noch in dem letzten Jahre ihres abgelaufenen dritten Jahrhunderts verstärkte der Professor der Physik, Ludwig Moser, den Glanz unsrer Hochschule nicht wenig durch das

unsichtbare Licht, zu dessen Entdeckung ihn Daguerre's weltbekannte Erfindung führte. Es konnte nicht fehlen, daß die so überwiegende Geistesthätigkeit in der philosophischen Fakultät und die ganze philosophische Richtung des Zeitalters auch auf die übrigen Fakultäten nach dem Grade ihrer größeren oder geringeren Empfänglichkeit für die Aufgaben, welche die Zeit bewegen, maßgebend einwirken mußten. So glänzen besonders in der medizinischen Fakultät Burdach und Sachs, die sich um die fortwährend anwachsende Masse neuer Erfahrungen in dem Gebiete der Physiologie und Therapie nicht bloß durch die Schärfe der Beobachtung, sondern auch durch philosophische Auffassung der Erscheinungen und ihre systematische Darstellung ein weit anerkanntes Verdienst erwarben. Hat sich die theologische Fakultät in neuerer Zeit seit Hahn und Olshausen größtentheils wieder der vor einem Jahrhundert und früher herrschend gewesenen dogmatischen Orthodoxie zugewandt: so mag auch das in gewissem Sinn neben jenen kräftig frischen Zeitbestrebungen nicht unersprießlich wirken, wenn es den Zöglingen dieser Hochschule zur Vergleichung mit den Leistungen der reinen Wissenschaft auch die Formen des Bewußtseins vorhält, von denen die zu Grabe getragene Vergangenheit beherrscht ward.

Während ihrer ganzen 300jährigen Dauer hat die Königsberger Universität, wie wir in diesen flüchtigen Umrissen ihres Lebenslaufes zu zeigen versuchten, sich nie der Mitarbeit an der Lösung der Zeitfragen entzogen, die jedes Mal das deutsche Volk bewegten. Sie ist Schritt für Schritt dem Zeitgeist in seinen Verirrungen, wie in den Anstrengungen nachgefolgt, durch welche er sich wieder davon herstellte, und hat damit in beider Hinsicht ihrer Aufgabe Genüge gethan. Denn was kann der Mensch oder irgend eine menschliche Einrichtung Höheres erstreben, als wenn sie bemüht sind, sich den Schicksalen der Gesammtheit, der sie angehören, mitleidend und mithandelnd zu unterziehen und o zwischen sich und dem Ganzen die Wechselwirkung lebendig

zu erhalten, ohne die nichts Bleibendes auf Erden gewirkt wird? Denn nicht bloß für und durch das Vaterland, auch für und durch die Zeit, in der man lebt, will alles Tüchtige gethan sein. Und so mögen auch die reaktionären Bestrebungen, die sich von einer Seite dieser Hochschule gegenwärtig aufthun, dem unbefangenen historischen Blick wohlthätig, vielleicht nothwendig erscheinen. Wenn die Wiederauferstehung von Meinungen, die ein zu vorschnelles Siegsgefühl schon auf immer für abgethan hielt, doch unwiderleglich beweist, daß die Wurzeln von Lebenselementen, welche Jahrhunderte lang auf dem Boden der Menschheit wucherten, gründlich auszurotten nicht die Arbeit eines Tagewerkes ist: so ist es gut, wenn man sich jene Erscheinungen nahe genug gestellt sieht, um an dem noch rückständigen Kampfe für oder wider sie auch seinen gebührenden Antheil zu nehmen. Die Wissenschaft läuft dabei keine Gefahr; es ist vielmehr die Probe ihres Werthes. Diese Probe zu machen, ist die Hauptaufgabe unsrer Gegenwart, die den Werth aller öffentlichen Angelegenheiten nach der Größe des Dienstes ermißt, den sie dem Wohl der Gesammtheit leisten. Die Universitäten könnten der Lösung dieser Aufgabe einen großen Schritt entgegen thun, wenn sie sich endlich entschließen wollten, die lateinische Sprache, diesen leidigen Ueberrest des mittelalterlichen Innungsgeistes, aus ihren öffentlichen Verhandlungen zu verbannen. Damit schwände auf einmal der Modergeruch, der die Wissenschaft bisher noch wie eine Mumie umwittert und sie den lebendigen Antheil des Volks zu beiderseitigem Nachtheil entfremdet. Wie es heißt, wird Lobeck bei der bevorstehenden Feier in der Domkirche am 30. August die akademische Festrede in deutscher Sprache halten. Man sollte bei dieser großen Veranlassung weiter gehn. Erscheint es doch fast wie ein unverzeihlicher Undank, daß die deutschen Universitäten, die vom Geiste ihres Volks bisher so liebevoll gehegt sind, sich noch immer der Muttersprache dieses Volkes schämen und ihr bei feierlichen Anlässen eine fremde, eine

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

todte Sprache vorziehn! Fühlt man nicht, daß der lateinische Ausdruck der Sarg der deutschen Gedanken ist? Luther hat ihn von der Kanzel, Thomasius von dem Lehrstuhl verwiesen, und beide gaben der Bildung der Nation dadurch einen großen Aufschwung: warum will man sich nicht endlich zu dem dritten noch übrigen und doch unerläßlichen Schritt entschließen und durch Einsetzung der deutschen Sprache in alle akademischen Rechte die letzte Scheidewand niederreißen, die der öffentlichen Theilnahme noch die vertrauliche Annäherung an die Werkstätten der Wissenschaft wehrt?

Druckfehler.

Pag.	17	Zeile	9	setze hinter: Seite ein ,
„	22	„	14	statt: es lies: selbständig.
„	22	„	18	statt: Geschichte lies: Kameralwissenschaft.
„	34	„	21	statt: Absicht lies: Ansicht.
„	39	„	31	setze hinter: ebenfalls ein ,
„	40	„	26	statt: versonlichen lies: persönlichem.
„	46	„	8	statt: 1567 lies: 1576.
„	48	„	10	statt: Jägerndorf lies: Anspach.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

In meinem Verlage erschien:

Walesrode, Ludwig, Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit. 4 öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg. 4te Auflage. 20 Ngr. 16 ggr.

— — — — Fremdenführer, Humoristischer durch Königsberg, mit 4 Ansichten. 2te Auflage. 15 Ngr. 12 ggr.

Rupp, Dr., Der christliche Staat, eine Vorlesung, gehalten am 15. Oktober in der königl. deutsch. Gesellschaft zu Königsberg. 7½ Ngr. 6 ggr.

— — — — Ueber **Symbolzwang** und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. 10 Ngr. 8 ggr.

Materialien zur Regierungsgeschichte **Friedrich Wilhelm IV.** vom 7. Juli 1840 bis zum 18. October 1842. 15 Ngr. 12 ggr.

— — zweites Heft von der Eröffnung der Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin den 18. October 1842 bis zum Schlusse des rheinischen Provinzial-Landtages den 20. Juli 1843. 15 Ngr. 12 ggr.

Wirksamkeit, die, der ständischen **Ausschuß-Versammlung** des Jahres 1842. Preussens Provinzialständen gewidmet. 10 Ngr. 8 ggr.

Grundgesetz des Königreichs **Norwegen.** 5 Ngr. 4 ggr.

Moser, Dr., Professor. **Ueber das Licht.** 10 Ngr. 8 ggr.

Bannasch, G. W., Der Stand der Nautik zu Zeiten des Columbus im Vergleich mit unserer heutigen Schifffahrtkunde 10 Ngr. 8 ggr.

— — — — Die Darstellung der Marine und das Gemälde einer Seeschlacht. (Trafalgar.) 10 Ngr. 8 ggr.

Hagen, A., Prof. Ueber **P. von Cornelius.** 5 Ngr. 4 ggr.

— — — — **Ueber Reiterstatuen.** 5 Ngr. 4 ggr.

Jubelfeier, die, des Herrn Staats-Ministers **v. Schön,** am 8. Juni 1843. 10 Ngr. 8 ggr.

(Keudell, R. v.), Lätitia, eine Novelle. 25 Ngr. 20 ggr.

(Jacoby, Dr.), Ueber das Recht des Freigesprochenen, eine Ausfertigung des wider ihn ergangenen Erkenntnisses zu erlangen. 7½ Ngr. 6 ggr.

Aktenmäßige Darstellung der wider den R.-G.-R. **A. Küntzel** geführten Untersuchung (nebst Eingabe an den Minister Mühler) und dessen Antwort. 10 Ngr. 8 ggr.

Jachmann, Dr., Zur Geschichte des Gustav-Adolph-Vereins in Kgb. 5 Ngr. 4 ggr.

Erkenntniß und Nichtigkeits-Beschwerde in der wider den Oberlehrer **Witt** geführten fiscalischen Untersuchungssache. 5 Ngr. 4 ggr.

H. L. Voigt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Albertus-Universität zu Königsberg Eine Denkschrift zur Jubelfeier ihrer 300 jährigen Dauer in den Tagen vom 27sten bis 31sten August 1844

Königsberg (1844)

H.lit.p. 5 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10730450-4